

◀◀ KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



INHALT

Roswitha Wisniewski

Ein letzter Text

Zu einem Band über Hinterpommern von Elsbeth Vahlefeld 3

Klaus Weigelt

Gleichsam verwunschen, doch hilft kein Wünschen

Die Öffnung Königsbergs vor 25 Jahren – Rückblick und Perspektiven 7

Wolf Oschlies

Warum Russland kein Holland des Ostens wurde

Hundert Jahre seit Lenins Putsch 11

Noch nicht einmal der Erste Weltkrieg ist vorbei

Seine Folgen für die Völker in Mittel- und Ostmitteleuropa 14

Dieter Göllner

„Die wahre Heimat ist eigentlich die Sprache“

Renata Zajackowska spricht für die deutsche Minderheit in Polen 16

Zerbrechlich und solide

Glasmuseum und Glasfachschule Rheinbach feiern Jubiläum 17

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Schäfer: Berliner (*Karl Bauer*) 19

Schlesisch-rheinische Tagung 20

Vertreibung und Migration auf dem Theater (*Norbert Matern*) 21

Ausschreibung zu einer IKGK-Konferenz 22

Dokumentarfilme zu Siebenbürgen 23

LITERATUR UND KUNST

Johannes Rasim

Zauberwort, nicht heimelig, sondern überzeugend

Wangener Gespräche 24

Markus Bauer

„Es kommt nur so die Natur“

Jakub Nepraš stellt in Regensburg aus 27

Dieter Göllner

Ein Schloss für die verlassenen Burgen

Begegnungszentrum der Siebenbürger Sachsen in Gundelsheim 29

Kaum einem war die Nehrung näher

Carl Knauf im Ostpreußischen Landesmuseum Lüneburg 30

KK-NOTIZBUCH

31



Größtmögliche Klarheit, und doch gilt, wie stets, Franz Kafka: „Aber sieh, sogar das ist nur scheinbar“. Jakub Nepraš, Crystal

Bild: Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg (siehe Seite 27)

Geben war ihr die liebste Gabe

Ein letzter Text von Roswitha Wisniewski

Es war das übliche Prozedere: Wenn die Vizepräsidentin unserer Stiftung und geschätzte Autorin Professor Dr. Roswitha Wisniewski etwas schreiben wollte oder geschrieben hatte, fragte sie freundlich an, ob Interesse an dem Thema bestehe – was sie hätte voraussetzen können – und nach der gewünschten Länge – die sie ebenfalls bestens abschätzen konnte. Aber in einem Leben für Wissenschaft und Politik, zumal Kulturpolitik, wie es Klaus Weigelt vor einem Jahr zur ihrem 90. Geburtstag angemessen gefeiert hat (KK 1372 vom 25. September 2016), hat sie nicht nur Fleiß und Akribie, Bildung und Tüchtigkeit geübt, sondern stets freundliche Rücksicht. Auch jetzt, Ende November, kam ihr Text erst nach der telefonischen Anfrage, und der Post folgte sogar eine Nachfrage: Er sei ja viel zu lang, wie man ihn denn am besten kürzen könne. Dabei hatte schon die Lektüre gezeigt, dass es sich hier um weit mehr als eine Buchbesprechung handelt: Von dem Buch ausgehend hat Roswitha Wisniewski ihr Bekenntnis zu Pommern ausformuliert. Und wie wir am 3. Dezember erfahren mussten, gleichsam ihr Vermächtnis. Wir legen es hier vor und werden es in Ehren halten.



Übertroffen wurde ihre Gelehrsamkeit nur von ihrer Güte: Roswitha Wisniewski

Bild: privat

Um es vorab zu sagen: Das Buch beschränkt sich keineswegs auf die Beschreibung oder Analyse von Bauwerken in Hinterpommern, wie man dem Untertitel nach vermuten könnte, es bietet vielmehr in vielen beispielhaften Aspekten und in persönlichen Einzelbetrachtungen eine auf das östliche Hinterpommern bezogene kurze Kulturgeschichte bis 1945.

Am Anfang steht ein knapper historischer Überblick, den Ausführungen in späteren Kapiteln ergänzen. Wie bekannt, setzte nach der Abwanderung germanischer Stämme aus dem Raum südlich der Ostsee (zwischen 500 und 700 n. Chr.) die Einwanderung von Slawen ein. Durch die Christianisierung und den Zuzug von, teilweise angeworbenen, Siedlern aus dem westlichen Europa erfolgte jedoch ab dem 12. Jahrhundert eine starke Umwandlung. Das erinnert an Helmold von Bosaus Feststellung in seiner Chronik vom Ende des 12. Jahrhunderts: „Das ganze Gebiet der Slawen ... wie es sich zwischen Ostsee und Elbe ... bis nach Schwerin erstreckt, ... ist nun durch Gottes Gnade vollständig verwandelt worden gleichsam in ein einziges Siedlungsland der Sachsen; da werden

Städte und Dörfer angelegt, da vervielfältigt sich die Zahl der Kirchen und der Diener Christi.“ Im östlichen Hinterpommern aber bildete sich in der Gegend von Stolp, Bütow und Lauenburg eine „heidnische Insel“ heraus. Die wendische Sprache blieb hier jahrhundertlang im Gebrauch, so dass bis etwa 1885 in den Kirchen Predigten auch in kaschubischer Sprache gehalten wurden.

Das kulturelle und politische Werden Hinterpommerns begann unter der Herrschaft der slawischen Greifen-Dynastie. Erhebliche Veränderungen ergaben sich infolge des Dreißigjährigen Krieges, dann durch die Eingliederung in den preußischen Staat, durch die nationalsozialistische Machtübernahme und nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs durch die Zuordnung Hinterpommerns zum polnischen Staat.

Hinweise auf die Christianisierung und die Reformation im östlichen Raum Hinterpommerns werden im Zusammenhang mit der Kirche von Budow geboten. Ein eigenes Kapitel ist der Darstellung der Erweckungsbewegung gewidmet. Altlutheraner und Pietisten spielten im Raum um Greifenberg, Schlawe und Stolp eine bedeutende Rolle. Sie hielten an der reinen Lehre Luthers fest und lehnten die von den preußischen Königen Wilhelm III. und Wilhelm IV. geförderte unierte Kirche mit dem Zusammenschluss von lutherischen und reformierten Gläubigen ab. Im Mittelpunkt dieser Bewegung stand in Pommern die Familie von Thadden, deren Herrenhaus sich in Trieglaff in der Nähe von Kolberg befindet. Ein Fanal des in adligen Kreisen in Pommern verbreiteten Widerstandes gegen nationalsozialistische Unterdrückung bildet die Hinrichtung der Elisabeth von Thadden-Wieblingen.

Ein besonderes Verdienst der Autorin ist es, dass sie die Pflege des geistigen Weiterlebens des deutsch geprägten Hinterpommerns nach der Zuordnung zu Polen in vielen kulturpolitischen Einrichtungen und Vereinen registriert. Neben der Pommer-schen Landsmannschaft wird vor allem das

Wirken der Europäischen Akademie Kūl-Kulice beschrieben. Durch die Begegnung von Deutschen und Polen und durch die Einsatzbereitschaft von Menschen, die hier für das Werden deutsch-polnischer Verbundenheit wirkten, wuchsen das gegenseitige Vertrauen und das Interesse am europäischen Nachbarn. Besondere Verdienste erwarben sich hierbei Lisaweta von Zitzewitz (ehemals Stolp) und Ilona Zwierz (jetzt ansässig in Slupsk).

Als typische Lebensräume der hinterpommerschen Bevölkerung stellt Elsbeth Vahlefeld als repräsentative Stadt Stolp vor. Deren Kern bildet die Altstadt mit Giebelhäusern und Kirchen. Entlang der ehemaligen mittelalterlichen Stadtmauer und teilweise auf deren Resten wurden moderne Straßen und Häuser errichtet—so etwa entstand das vom Architekten Bruno Wisniewski ca. 1930 erbaute Haus an der Ringstraße in einer Reihe von alten Häusern, eingefügt in die Stadtmauer. Da diesem und einem benachbarten Haus eine bis in die Gegenwart fortgesetzte Bebauung zu einem Ring neuzeitlicher Bauten, z. B. auch mit Anschluss an das Kaufhaus Zeeck, folgte, wurde der Verlauf der alten Stadtmauer städtebaulich bewahrt.

Eingehend berichtet die Autorin über die technische Modernisierung Stolps und des Umlandes im 19. Jahrhundert. Das geschah vor allem durch den Bau von Eisenbahnlinien, zu denen die Stolper Talbahn gehörte. Wasserleitungen und Stromversorgung, die das Leben auf dem Land erheblich erleichterten, wurden z. B. im Umkreis des Dorfes Muttrin auf Initiative des dortigen Gutsbesitzers Friedrich-Karl Nicolaus Constantin von Zitzewitz eingerichtet. Sie blieben sein Eigentum, doch erhielten die Gutsleute und andere Bewohner das Recht bzw. die Möglichkeit zur Nutzung.

Ein herausragender Lebensraum waren in Hinterpommern auch Schlösser mit umliegenden Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, Sitze adliger Familien. Da vielfach Wert

*Gedechte Farben, wer sie aber zu sehen, zu lesen weiß, sieht die Schönheit, die in diesen Ostseeland- und -seeschäften liegt. Beständigkeit im Wandel ist ein Wert, den nur Menschen erhalten und weitergeben, zumal jene aus dieser Landschaft:
Carl Knaut, Dünenzug auf der Nehrung*

Bild: Ostpreußisches Landesmuseum, s. S. 30



auf herrschaftlich gestaltete Wohnsitze gelegt wurde, gibt es in Hinterpommern so manches Schloss und namentlich seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs viele Schloss-Ruinen. Die Autorin berichtet von einer Reise, bei der solche Bauten aufgesucht wurden. Ein Besuch galt dem Schloss in Muttrin. Sehr genau berichtet die Autorin vom überaus freundlichen Empfang durch die inzwischen polnischen Besitzer des Anwesens, das trotz mancher Veränderungen den Besuchern ein Gefühl der Vertrautheit vermittelte. Dazu trug vor allem auch der teilweise noch verwilderte Park bei.

Wichtigsten Lebensraum aber bildeten in Hinterpommern zahlreiche Dörfer. Die Autorin wählt ihren Geburtsort, das Dorf Muttrin, als Beispiel und beschreibt es ausführlich. Muttrin, ein kleines Angerdorf, liegt im Kreis Stolp, südlich von der Stadt an der Straße nach Bütow. Angerdörfer bestehen aus Gehöften und dem Anger, dem Gemeinschaftsplatz, auf dem sich üblicherweise Kirche und Schule sowie Wirtshaus und Schmiede befinden. Oft schließt eine Hecke Anger und Gehöfte gegen die Flur ab, so dass der Anger als nächtlicher

Sammelplatz für das Vieh benutzt werden konnte. In Muttrin liegt das Gut mit dem Schloss und zahlreichen Stallungen und Wirtschaftsgebäuden im östlichen Teil des Dorfes. Dieser Komplex ist mit einer Mauer umgeben. Eine Kastanienallee führt in den Gemeindemittelpunkt. Etwas außerhalb des Dorfes lag der inzwischen verschwundene Friedhof.

Wie für viele hinterpommersche Dörfer ist es auch für Muttrin typisch, dass seine Geschichte mit der eines Adelsgeschlechtes verbunden war. Muttrin war seit Mitte des 14. Jahrhunderts im Besitz der Familie von Zitzewitz, so dass die Geschichte des Ortes zusammen mit der einiger seiner Gutsherren und deren Ehefrauen erzählt werden kann. Mehrere Vertreter des Muttriner Adelsgeschlechtes hatten hohe politische Positionen inne. So war Jacob von Zitzewitz als Kanzler einer der bedeutendsten Staatsmänner des Herzogtums Pommern in der Reformationszeit. Der letzte Gutsherr Muttrins, Friedrich-Karl Wilhelm Ernst Nikolaus von Zitzewitz, erlitt wie alle Hinterpommern 1945 die Vertreibung. Er engagierte sich in der Politik und war

auch wegen seiner Kenntnisse in Sachen Landwirtschaft sehr gefragt. Ein besonderes Anliegen war ihm der Kontakt mit den ehemaligen Mitarbeitern des Gutes, die nun in Westdeutschland lebten oder in der alten Heimat zurückgeblieben waren.

Die Autorin wendet sich auch über Muttrin hinausgehend intensiv der gesellschaftlichen Gruppe der Pfarrer, Wissenschaftler, Lehrer, Künstler und Schriftsteller zu. Meist von außerhalb in die Gemeinschaft der Bewohner eines Dorfes oder einer Stadt eingefügt, nahmen sie durch Ausbildung und berufliche Aufgaben eine gewisse Sonderstellung ein. Einige haben sich wissenschaftlichen Ruhm und hohe Anerkennung erworben.

Zu nennen ist vor allem Rudolf Virchow, weltbekannt durch sein medizinisches Wirken und seine Forschungen zur Vorgeschichte. Er wurde in Schivelbein geboren und blieb sein Leben lang dieser hinterpommerschen Stadt verbunden. Ihrer Geschichte galten seine frühesten Veröffentlichungen. Aus Labes an der Rega stammte der Altertumswissenschaftler Otto Puchstein, Professor in Freiburg. Ihn verehrte der polnische Geschichtslehrer Czelaw Szawiel so sehr, dass er es durchsetzte, dass Puchstein im Jahr 2002 durch einen Gedenkstein geehrt wurde. Der in Stettin geborene Kunsthistoriker Franz Theodor Kugler schrieb eine Pommersche Kunstgeschichte und schuf das zum Volkslied gewordene Gedicht „An der Saale hellem Strande / stehen Burgen stolz und kühn ...“, das bis zum heutigen Tag in seinem romantischen Glanz lebendig geblieben ist. Pastor Georg Gotthilf Jacob Homann, geboren in Budow, nahe Muttrin, und dort wirkend, widmete sich neben seinen Amtspflichten der wissenschaftlichen Erfassung der pommerschen Pflanzenwelt. Er verfasste das bis heute benutzte und anerkannte dreibändige Werk „Flora von

Pommern“ (1828 bis 1835). Zu großen Erfolgen brachte es auch der Hilfsschullehrer und Heilpädagoge Franz Frenzel, der 1900 in Stolp die Leitung einer „Klasse für schwachsinnige Kinder“ übernahm, aus der sich eine Hilfsschule entwickelte. Sie bestand bis 1945. Durch seine Veröffentlichungen wurde Frenzel zu einem weithin anerkannten Fachmann auf dem Gebiet der Förderschulen und des Hilfsschulwesens, das sich erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts herausbildete. Zu den Lehrern, die neben ihrem Beruf wichtige wissenschaftliche und kulturelle Beiträge leisteten, gehörte auch Hermann Bohm, Lehrer in Stolp. Er schuf Landkarten, die nicht nur für die Schulkinder von großer Bedeutung waren. Reinhold Schardin, Rektor der Schule in Hebrondamnitz, Kreis Stolp, Honorarprofessor für die von ihm begründete angewandte Physik an der Universität Freiburg, war ein großer Musikliebhaber und ein anerkannter Bienenzüchter.

Auffallend ist, dass seit ersten Aufzeichnungen zur Geschichte Pommerns das Wesen dieses Menschenschlages immer wieder Erwähnung findet.

Allgemein bekannt ist die Anziehungskraft, die die hinterpommersche Landschaft auf Künstler ausübte und immer noch ausübt. Neben Lyonel Feininger, Max Pechstein und Karl Schmidt-Rottluff weist die Autorin auf mehrere Maler hin, die im hinterpommerschen Ostseeraum den Schwerpunkt ihres Schaffens fanden. Besonders genannt und gewürdigt werden Günter Machemehl, Otto Priebe und Heinrich Eugen von Zitzewitz, dessen Buch „Mit dem Pinsel durch Hinterpommern“ die unverbrüchliche Verbundenheit mit Pommern auch nach 1945 in ergreifender Weise verdeutlicht.

Pommersche Schriftsteller widmeten sich mit Vorliebe der Geschichte des Landes, so Johann Ernst Benike, Benno genannt, der bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts mehrere historische Romane veröffentlichte und auch eine Geschichte der Stadt Stolp schrieb. Auffallend ist, dass seit den

ersten Aufzeichnungen zur Geschichte Pommerns das Wesen dieses Menschen-schlages immer wieder Erwähnung findet. So erklärt bereits im 16. Jahrhundert der in Stralsund geborene Thomas Kantzow: „Sunst aber ists ein auffgericht, trewe, verschwigen Folck, das die Lugen und Schmeichelwort hasset ...“. Ähnliche Worte fand bekanntlich Friedrich der Große, und noch das Werk des die deutsche Literatur der Nachkriegszeit prägende Hans Werner Richter, „Deutschland, deine Pommern“, setzt den Akzent der Darstellung auf die Kennzeichnung des pommerschen Menschen-schlages.

Elsbeth Vahlefeld gebührt für dieses Buch zur deutschen Kulturgeschichte Hinterpommerns großer Dank. Es vermittelt viel Wissenswertes, das in umfassenderen Werken zur gesamten pommerschen Geschichte, Kultur und Lebensart nicht ge-

boten werden kann. Die charmante Art der Kombination von persönlichem Erzählen und Vermittlung von allgemein Wissenswertem wird dem Leser durch vorzügliche Register erleichtert. Das gilt vor allem für die deutsch-polnische und die polnisch-deutsche Konkordanz der Ortsnamen und das ergänzende Ortsverzeichnis. Das Buch wird zur Erhaltung der geistigen Existenz des deutschen Hinterpommerns gewiss viel beitragen, und es wird die Verbindung von Polen und deutschen Pommern in der europäischen Gemeinschaft festigen.

Roswitha Wisniewski (KK)

Elsbeth Vahlefeld: Hinterpommern. Vergessene Dörfer – Kleine Städte – Große Namen. Elmenhorst/Vorpommern. Edition Pommern 2017, 253 S.

Gleichsam verwunschen, doch hilft kein Wünschen

Die Öffnung Königsbergs vor 25 Jahren – Rückblick und heutige Perspektiven

Das Königsberger Gebiet, heute Kaliningradskaja Oblast, ist das einzige früher zum Deutschen Reich gehörige Gebiet in Europa, zu dem es keinen freien Zugang gibt. Auch die Öffnung dieses Gebietes vor 25 Jahren nach 43-jähriger hermetischer Abriegelung erlaubt nur den Zugang für Reisende, die zuvor ein Visum erworben haben. Die Kaliningradskaja Oblast ist eine russische Insel mit beschränktem Zugang innerhalb der von Freizügigkeit geprägten Europäischen Union. Sie ist also bis heute ein politischer Anachronismus.

Nach der Eroberung Königsbergs durch die Rote Armee am 9. April 1945 befanden sich noch etwa 110 000 Deutsche in der Stadt.

Ihre Zahl nahm durch Willkürmaßnahmen der Besatzer, Krankheit (Typhus, Ruhr, Malaria, Diphtherie), Hunger (Dystrophie), Entkräftung und Freitod 1945 und 1946 rapide ab. Am 4. Juli 1946 wurde die Stadt in Kaliningrad umbenannt. Ende 1947 begann die Evakuierung der überlebenden deutschen Bevölkerung, die zu dieser Zeit noch etwa 20 000 Menschen zählte.

Über 90 000 waren in den zweieinhalb Jahren nach der Eroberung der Stadt auf oft unsäglich grausame Weise zu Tode gekommen. Im Laufe des Jahres 1949 wurden die Deportationsmaßnahmen abgeschlossen. In Kaliningrad befanden sich keine deutschen Bewohner mehr.



Steinern ödes Auftrumpfen mitsamt rot-dra-piertem Triumphtor Wladimir, damals noch Lenin, dokumentierte der OKR anhand amtlicher Kalininger Ansichtskarten

Bilder: OKR-Bildband „Königsberg“, siehe Seite 10

Diese Königsberger Tragödie hat Hans Graf von Lehndorff in seinem „Ostpreußischen Tagebuch“ aufgeschrieben und für alle nachfolgenden Generationen wenigstens im Geiste nachvollziehbar gemacht.

Zahlreiche andere Zeitzeugen und spätere Autoren widmeten sich in Büchern und Dokumentationen dem Königsberger Inferno. Erinnert sei an die Bücher von Hugo Linck, Wilhelm Starlinger oder Anneliese Kreuz. Bis in die heutige Zeit beschäftigen sich Autoren mit den schrecklichen Jahren 1944–1948 in Königsberg und Ostpreußen, wie die Bücher von Ruth Kibelka (2001), Nina Merian (2007) und Freya Klier (2014) beweisen.

Nach der Evakuierung Königsbergs war die Stadt über 40 Jahre lang sowjetisches Sperrgebiet. Nachrichten drangen, wenn überhaupt, nur spärlich aus der Kaliningradskaja Oblast. In dieser Zeit versuchten die Sowjets, wie Markus Podehl in seinem Buch „Architektura Kaliningrada“ (2012) gezeigt hat, in mehreren Anläufen, der zerstörten Stadt ein neues Gesicht zu geben, was jedoch zumal im Zentrum bis heute nicht gelungen ist. Vor allem die gegen den Widerstand weiter Bevölkerungskreise erfolgte Zerstörung der Schlossruine 1968, deren Los beinahe auch die Königsberger Dom- und Kathedrale von 1333 geteilt

hätte, verwüstete das Zentrum vollends. Das später errichtete „Haus der Räte“ neben dem Ruinenfeld des Alten Schlosses war für lange Zeit das Siegeszeichen der Eroberer.

Aufschluss über das Sperrgebiet gaben neben gelegentlichen Presseberichten von Journalisten, denen die Sowjets eine Einreisegenehmigung erteilt hatten, nur zwei Königsberger Fachleute. Peter Wörster vom Herder-Institut in Marburg publizierte bereits seit Ende der 1970-er Jahre Informationen über Verwaltung, Bevölkerung und Wirtschaft sowie über das politische und kulturelle Leben im nördlichen Ostpreußen nach 1945. Wörster veröffentlichte auch wissenschaftlich erarbeitete deutsch-russische und russisch-deutsche Ortsnamen- und Straßennamenverzeichnisse. Schließlich legte er als Erster eine Denkschrift zu Fragen der Denkmalpflege und Gestaltung des historischen Stadtbildes für Königsberg (Kaliningrad) nach 1945 vor.

Der zweite Pionier war der Königsberger Willy Scharloff, dem es mit Hilfe litauischer Freunde gelungen war, 1980 unerkannt in die Oblast einzureisen und dort zahlreiche Fotos zu machen. Dabei kam ihm seine in der Jugend erworbene Ortskenntnis zu statten. Die Ergebnisse veröffentlichte Willy Scharloff 1982 in dem aufsehener-

regenden Bildband „Königsberg – damals und heute. Bilder aus einer verbotenen Stadt“, der zugleich zur Grundlage wurde für hunderte von Lichtbildvorträgen, die Scharloff bundesweit vor tausenden von Landsleuten und anderen Interessierten in den 1980er Jahren hielt. Im Buch und in den Vorträgen stellte er jeweils historische Stadtaufnahmen seinen aktuellen Fotos gegenüber, deren erschütternde Realität starke Emotionen hervorrief.

Demgegenüber versuchte die sowjetische Botschaft in Bonn mit illustrierten Artikeln über Kaliningrad in ihrer Informations- und Propagandaschrift „Sowjetunion heute“ 1987 und 1988 ein positiveres Bild von der Stadt, vierzig Jahre nach der Schließung, zu zeichnen. Schon damals wurde vermutet, dass die Publikation der Artikel auf die bevorstehende Öffnung der Region und der Stadt vorbereiten sollte. Erste Wirtschaftsvertreter und auch die Kuratoren der 1989 gegründeten gemeinnützigen Stiftung Königsberg GmbH konnten schon 1990 nach Kaliningrad reisen.

Der Durchbruch erfolgte schließlich im Frühjahr 1991. Die Sowjetunion öffnete die Oblast für private Besucher, die mit

einem Visum – das ist leider bis heute so geblieben – die Region und Kaliningrad besuchen durften, wobei Sperrzonen einer Sondergenehmigung bedurften. Auch das ist bis heute so geblieben, die Zahl der Sperrzonen hat sich inzwischen wieder erhöht.

Die Öffnung verursachte einen wahren Andrang von Menschen, die ihre Heimat wiedersehen wollten. Tausende machten sich auf den Weg, allein oder in Gruppen, ausgerüstet mit historischem Kartenmaterial, und suchten die Spuren ihrer Eltern und Großeltern, ihre Häuser und Gehöfte in der Weite des nördlichen Ostpreußen, das 43 Jahre lang kein Deutscher betreten hatte. Es waren Reisen voller tränenreicher Enttäuschungen, aber auch von erstaunter kleiner Freude, wenn ein Zeugnis aus der Vergangenheit entdeckt, ein Haus, ein Teich, ein Baum wiedererkannt, als Zeichen überlebender Heimat identifiziert werden konnten.

Der Autor selbst war an seinem 50. Geburtstag im Mai 1991 in seiner Heimatstadt und schaute morgens aus dem Hotelfenster direkt auf die gegenüberliegende Front der Universität. Einen ganzen Tag durchstreifte

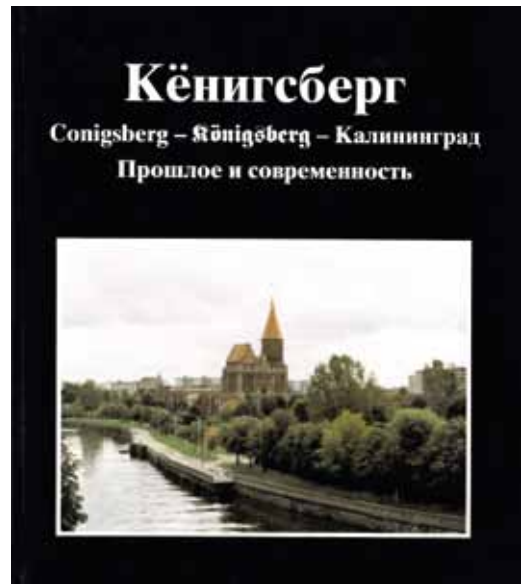


Doch konnte unter demselben kyrillischen Signet auch das schiere Gegenteil gezeigt werden, die Dom-Ruine, verloren im ungewissen Grün der Pregel-Auen

er die Stadt von der nicht mehr existenten Stelle seiner Geburt in der Giesebrechtstraße hinter der Universität, um den Schloßteich, auf den Kneiphof zum Dom und zum Kantgrab, weiter zum Hauptbahnhof, dann über den Steindamm zum Schauspielhaus und zum Tiergarten und wieder zurück über den Hansaring und den Hansaplatz bis zum Hotel „Kaliningrad“. Eine Karte war für diesen Rundgang nicht nötig. Königsberg war fest eingegraben durch Erzählungen und Lektüre, auch wenn natürlich alles anders und vieles überhaupt nicht mehr da war.

Die Anfangsjahre nach der Öffnung waren voller Hoffnung. Zwei Jahre lang bereitete man gemeinsam in deutsch-russischen Arbeitsgruppen das 450-jährige Universitäts-Jubiläum der Albertina vor, das 1994 mit über eintausend Wissenschaftlern aus zahlreichen Ländern in Kaliningrad feierlich begangen werden konnte. Aber dann begannen auch die Schwierigkeiten. Die Hilfsleistungen von deutscher Seite nach der russischen Wirtschaftskrise 1998 wurden von amtlicher russischer Seite nicht gern gesehen und behindert. Ein Lungenfacharzt, der sich der Tuberkulose-Prophylaxe in der Oblast, vor allem für Kinder, verschrieben hatte, wurde ausgewiesen, weil er nach Ansicht der Behörden mit dem Hinweis auf Tuberkulose die Russische Föderation verunglimpft hatte.

Die Vorbereitungen für die 750-Jahr-Feier der Stadt im Jahre 2005 fanden, trotz intensiver Bemühungen der Königsberger in den Jahren 2003 und 2004, nicht mehr statt. Das offizielle Russland beging Anfang Juli 2005 das Jubiläum mit höchsten deutschen und französischen staatlichen Repräsentanten; auch Polen und Litauen waren nicht geladen. Die Königsberger und Kaliningrader Bürger feierten Anfang August 2005 ohne Presse und behördliche Repräsentanz mit gut besuchten Veranstaltungen, Ausstellungen, Gottesdiensten und Konzerten im Dom, im Evangelischen



Russischen Lesern zugedacht als Mittel gegen Geschichtsvergessenheit: der Bildband des OKR

Gemeindezentrum, in zahlreichen Museen und in der Kirche zur Heiligen Familie (Konzerthalle).

Man kann nicht sagen, dass sich das deutsch-russische Verhältnis in Königsberg/Kaliningrad nach der positiven Anfangsphase in der ersten Hälfte der 1990-er Jahre normalisiert hätte. Die Schikanen bei der Einfuhr von humanitären Hilfsleistungen oder des Ausstellungsgutes für die erste Kant-Ausstellung nach dem Krieg im Jahre 2009, die Schließung des Deutsch-Russischen Hauses Ende 2016 unter abenteuerlichen Vorhaltungen und das wachsende Misstrauen der Russisch-Orthodoxen Kirche gegen alles Deutsche unter Verwendung des absurden Vorwurfs der „Regermanisierung“ sind keine guten Voraussetzungen für eine ersprießliche und freundschaftliche Zusammenarbeit. Allerdings ist sie auf der Arbeitsebene mit vielen russischen Freunden und kulturellen Einrichtungen in Kaliningrad seit mehr als zwei Jahrzehnten gang und gäbe.

Auch die jüngsten Behinderungen in Ka-

liningrad bei der Vorstellung russischer Übersetzungen von Werken des Dichters Ernst Wiechert oder der in Tilsit von russischer Seite erhobene Faschismus-Vorwurf, ausgerechnet anlässlich einer Ausstellung zum 100. Geburtstag des Dichters Johannes Bobrowski, zeigen, dass es ganz offensichtlich mit der Öffnung der Region 1991 noch nicht getan war. Es bedarf noch einer langen Zeit der Gewöhnung, zahlreicher vertrauensbildender Maßnahmen und einer langmütigen Geduld.

Es besteht eine gewisse Hoffnung, dass der für April 2018 geplante Internationale Kongress in Kaliningrad zur Stammzellenforschung, an dem die Stiftung Königsberg maßgeblich beteiligt ist, zur wechselseitigen Vertrauensbildung beiträgt. Dem Kongress liegt die historische Tatsache zugrunde, dass 1868 der Königsberger Pathologe Ernst Christian Neumann (1834–1918) die Blutbildung im Knochenmark entdeckte.

Ein anderes zentrales Ereignis steht mit dem 300. Geburtstag des Königsberger Weltweisen Immanuel Kant im Jahre 2024 bevor. Auch hier zeigen sich in bilateralen Gesprächen die russischen Partner sehr interessiert. Mehrfach wurde das Thema bereits auf höchster Ebene in Kaliningrad erörtert. Im Deutschen Bundestag in Berlin wird in einer interdisziplinären

Arbeitsgruppe bereits seit dem Beginn der Kant-Dekade 2014–2024 an der Vorbereitung des Ereignisses gearbeitet. Die Kant-Dekade wurde am 13. Oktober 2014 in der Parlamentarischen Gesellschaft in Berlin mit einem Festvortrag von Bundestagspräsident Norbert Lammert eröffnet. Seitdem hängt in der Bibliothek des Gebäudes ein Kant-Bildnis als Leihgabe der Stiftung Königsberg.

Es liegt in beiderseitigem Interesse, die besondere Lage der Kaliningradskaja Oblast als Insel innerhalb der Europäischen Union, 600 km von Moskau entfernt, in ihrem Brückenpotential für politische, wirtschaftliche und kulturelle Zusammenarbeit zwischen der Russischen Föderation und Deutschland zu nutzen. Vor allem für die Russische Föderation kann das nur Vorteile bringen.

Die Königsberger und ihre russischen und deutschen Freunde haben in den vergangenen 25 Jahren gezeigt, dass sie in jeder Hinsicht bereit und in der Lage sind, an einer eigenen russisch-deutschen Identität der Kaliningradskaja Oblast mitzuwirken, ohne revanchistische Absichten oder Gedanken an eine „Regermanisierung“, auch wenn Königsberg für sie und ihre Nachkommen selbstverständlich und natürlich immer Heimat bleiben wird.

Klaus Weigelt (KK)

Warum Russland kein Holland des Ostens wurde

Hundert Jahre seit Lenins Putsch

Darüber sind alle Witze längst gemacht – dass Lenins „Oktober-Revolution“ am 7. November stattfand. Weil Russland noch nach dem alten Julianischen Kalender zählte, sich nach der „Revolution“ aber als Herr über Raum und Zeit fühlte. „Bald wird die ganze Welt uns gehören“, protzte 1919 ein Plakat von Leonid Sajanski, derzeit zu sehen in der Ausstellung „1917. Revo-

lution. Russland und Europa“ im Berliner Deutschen Historischen Museum. Zu deren Begleitprogramm gehörte genau am 7. November das Podiumsgespräch „Die rote Utopie“, bestritten von der Moskauer Germanistin und Menschenrechtsaktivistin Irina Scherbakowa, der Journalistin Katja Gloger (mit Russland-Erfahrung) und dem wunderbaren Schandmaul Wolf Biermann,



Damals gab es noch Kommunisten, und wenn die auf Erden nicht von Angesicht zu Angesicht porträtiert werden konnten, höchstens von ferne, dann ließ man den aufgewühlten Himmel von der kämpferischen Entschlossenheit zeugen, wie das Isaak Brodskij in einem seiner Riesenbilder getan hat

Bild: Wikimedia Commons

dem man seine 81 Jahre nicht anmerkt. Eine Woche zuvor war seine voluminöse Autobiographie als Taschenbuch erschienen, in der er spitzzüngig erwähnt, was er in seiner DDR-Zeit – 1953 bis 1976, als ihm die DDR nach einem Konzert in Köln die Rückkehr verwehrte – war oder nicht sein wollte: „Kommunistenkind, Bohème bolschewik, DDR-Kaisergeburtstagsdichter“ etc. Heute steht sein Feindbild auf unerschütterlicher Basis: „Das Welttreten ist eine Hybris, das haben wir beim kommunistischen Tierversuch am lebendigen Menschen erlebt“.

In der Berliner Ausstellung, in Kooperation mit dem Schweizer Nationalmuseum ausgerichtet und von 80 Leihgebern unterstützt, findet sich auch das von Isaak Brodskij 1924 gemalte Riesenbild „Feierliche Eröffnung des II. Kongresses der Komintern“. Es zeigt Lenin am Rednerpult, ihm zu Füßen Hunderte, deren Namen und „Kaderprofil“ leicht zu ermitteln wären, z. B. in Gulag-Totenbüchern. Anders das Relief „Schmerzswand“ von Georgij Franguljan. Es zeigt gesichtslose Opfer des politischen

Terrors, dazu das Wort „pomni“, übersetzt in Deutsch („vergisst nicht“) und alle Sprachen der Ex-Sowjetunion und der Vereinten Nationen. Putin hat es am 30. Oktober in Moskau enthüllt, was wohl ein weiterer Beweis dafür ist, dass er kein Kommunist ist.

Gibt es überhaupt noch Kommunisten? Katja Gloger erwähnte eine jüngste russische Umfrage, derzufolge 38 Prozent aller Russen Stalin als den größten Staatsmann überhaupt ansehen, gefolgt von Putin (34 Prozent). Auf Platz 15 folgt mit Napoleon der erste Nichtrusse, was charakteristisch ist für gegenwärtige Russen: Friedrich Engels war für sie ein Russenhasser, Lenin der Initiator des verlustreichen Roten Terrors, während Stalin 1945 „unseren“ Sieg erstritt und stets die „territoriale Restitution des historischen russischen Staates“ vom Baltikum bis zu den Kurilen verfolgte.

Irina Scherbakowa von der russischen Bürgerrechtsbewegung „Memorial“ ist da weniger nachsichtig: Ihre Organisation bringt seit einem Jahr „Stolpersteine“ (kamni pretknovenija) für die Opfer des kommunistischen Terrors an. Das ist eine

Jahrhundertaufgabe, denn laut dem Stalin-Biographen Boris Souverine betrug die gesamten Menschenverluste des Stalinismus, also Sterblichkeit und einbrechende Geburtenzahlen, „mehr als 100 Millionen Seelen“.

Gefragt nach der Bedeutung der Oktoberrevolution bis heute, antwortet Irina Scherbakowa, dass diese ein „Riesenergebnis“ war, das jedoch von der Putin-Führung als gedankenloser Aufmarsch gewürdigt wird. Angemessener wäre, Lenins Putsch im Lichte vergebener Chancen zu sehen, worunter Russland bis heute leidet. Natürlich waren Lenins Thesen und Postulate – Brot für die Arbeiter, Boden für die Bauern, Frieden für alle – attraktiv zu einer Zeit, da Russland den Krieg so gut wie verloren hatte. Russland war auf den Krieg nicht vorbereitet, weswegen es von einer kleinen Bande, die sich „Mehrheit“ (bolschewiki) nannte, im Handstreich eingenommen wurde.

Darüber herrschte auf dem Podium Einigkeit. Russland stand vor dem Ersten Weltkrieg etwa auf dem Entwicklungsniveau von Schweden. Ohne Krieg hätte es mühelos den Rang Dänemarks oder der Niederlande erreichen können, insbeson-

dere wenn es deren Regierungsform einer parlamentarischen Monarchie übernommen hätte. So aber fiel es in die Hände des Terroristen Lenin und seiner Spießgesellen. Dem Putsch folgte der Bürgerkrieg, der die bipolare Spaltung der Welt auslöste, welche erst 1989 überwunden wurde.

Aber heute lügt man sich in Russland in die Tasche, wenn man ein großes Imperium unter einem machtvollen Führer à la Putin als russischen Idealzustand erstrebt, wofür Irina Scherbakowa sogar bei Gulag-Überlebenden Zustimmung fand. Im Grunde ist alles nur eine Neuauflage altkommunistischer Träume davon, dass „die halbe Welt schon rot“ ist und sich weiter so färben werde, wenn die Sowjetunion ihre Position in Asien, Afrika und anderswo ausbauen werde. So etwas wird von Einsichtigen als „sowok“ abgetan, als „Kehrschaufel“, wie schon 1989 der Chansonsänger Igor Talkow im Anklang an „sowetski“ höhnte. Aber bei den richtigen „Gläubigen“ leben alte Märchen lange, etwa dass es ohne die Sowjetunion weder den Acht-Stunden-Tag noch den Sieg im Zweiten Weltkrieg gegeben hätte.

Darüber kann Biermann nur lachen, für ihn ist der „KGB-Zar“ Putin ein Terrorist wie

Das Gegenteil von Propaganda ist nicht Gegenpropaganda, sondern die Erfindung von Neuem, das ohne alte Gewissheiten auskommt, sind sie doch längst keine mehr: Jakub Nepraš, Natural Selection – grausam wie die widernatürliche Auslese der „Revolution“

Bild: siehe Seite 27



vormals Lenin. Ob man sich mit Lenin „versöhnen“ könne, wurde Irina Scherbakowa auch gefragt. Sie glaubt es nicht: Lenin sei restlos „negativ besetzt“, man traue sich ja nicht einmal, ihn aus seinem Mausoleum auf dem Roten Platz in ein normales Grab zu überführen – „er hat es wohl auch nicht verdient“.

Bei der jetzigen Berliner Ausstellung lag auch ein Gästebuch aus, in das ein paar Spinner nostalgisch schmierten: „Beim nächsten Mal machen wir’s besser!“ Kann man so etwas ernst nehmen? Wolf Biermann kennt da kein Pardon. Anfang November 2014 war er zum 25. Jahrestag des Mauerfalls in den Bundestag eingeladen, wo er die „Linke“ als „elender Rest dessen, was zum Glück überwunden wurde“, niedermachte. Jetzt griff er den alten Vorwurf wieder auf: „Die SED wurde juristisch nie aufgelöst, sie lebt weiter von dem, was sie früher den Menschen geraubt hat“.

Noch mehr als die SED-Nachfolger verabscheut Biermann, wie er in Berlin wieder kundtat, „geschichtslose Bitte-noch-mal-Kommunisten“ oder „zu spät gekommene Alternativ-Linke“, er hat kein Verständnis für „selbstbesoffene Welterretter und chaotische Idioten“, wie sie Anfang Juli 2017 beim G20-Gipfel durch Hamburg tobten. In Berlin erzählte Biermann, sein Sohn Lukas habe ihm Angst gemacht mit der Prognose, es gebe angesichts der Krankheiten des Kapitalismus wieder eine Hoffnung auf einen „richtigen“ Kommunismus. Das hat ihn zu einem Gedicht angeregt, das er im Schlütersaal des Museums vorlas: „Marx war kein Messias und nie nicht Marxist. / (...) Quatsch Neuer Mensch – ach Menschenskind, / Mir reicht’s, wenn wir nicht verurteilt sind / zum In-der-Hölle-Leben. / (...) Ach, mit den Welterrettern – da fing / es todsicher an, falsch zu laufen.“

Wolf Oschlies (KK)

Noch nicht einmal der Erste Weltkrieg ist vorbei

Seine Folgen für die Völker in Mittel- und Ostmitteleuropa

Im Rahmen der auf drei Jahre ausgelegten Tagungstrilogie „Der Erste Weltkrieg und seine Folgen für das Zusammenleben der Völker in Mittel- und Ostmitteleuropa“ erörtert die Bonner Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen gemeinsam mit der Studiengruppe Politik und Völkerrecht Aspekte des Ersten Weltkriegs und vor allem auch die tiefgreifenden Auswirkungen der Friedensverträge auf die Staatenwelt.

Im Herbst 2016 rückte die erste Tagung Themen wie Gründe, Ursachen und Verlauf des Ersten Weltkriegs an seinen unterschiedlichen Fronten sowie die Kriegsschuldfrage in den Fokus. Berücksichtigt wurden unter anderem Gebiete wie Nord-Schleswig, Elsass-Lothringen und das Memelland sowie die Stadt Danzig. In

diesem Jahr wurden die Friedensverträge von Versailles, Saint-Germain und Trianon sowie die Folgen der Kriegsergebnisse in mehreren europäischen Ländern in den Mittelpunkt der Veranstaltung gestellt.

Die zweitägige staats- und völkerrechtliche Fachtagung in Königswinter fand unter der wissenschaftlichen Leitung von Professor Dr. Dr. h. c. mult. Gilbert Gornig und Professor Dr. Hans-Detlef Horn von der Philipps-Universität Marburg statt. Die teilnehmenden Wissenschaftler, Historiker und Völkerrechtler aus Deutschland und anderen europäischen Ländern widmeten ihre Vorträge den Völkern und Volksgruppen, die nach dem Ende des Ersten Weltkriegs aus ihren Siedlungsgebieten vertrieben wurden. Es wurden auch Einblicke in das

Die Teilnehmer der Tagung, darauf angesprochen, „dass das, was hier erarbeitet worden ist, dann auch wirklich nach draußen weitergegeben wird, dann ist das Ziel dieser Veranstaltungsreihe erreicht. Wir alle sind gefordert“

Bild: Dieter Göllner



Schicksal jener Menschen geboten, die zu Minderheiten im neuen Heimatland wurden.

In die Thematik der Veranstaltung führte Reinfried Vogler, Vorstandsvorsitzender der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen in Bonn, ein. Zu den Referenten gehörten Jean-Marie Godard aus Jurbise/Belgien, der Doktorand Andreas Raffainer aus Bozen/Italien (Südtirol), Dr. Michael Kadgien aus Essen, Dr. Adrianna Michel aus Pyritz/Polen, Professor Dr. Gilbert H. Gornig aus Marburg, Professor Dr. Zeno Karl Pinter aus Hermannstadt (Sibiu)/Rumänien, Professor Dr. Borut Holcman aus Marburg (Maribor)/Slowenien, Dr. Jurgita Baur aus Bad Vilbel und Zarasai/Litauen sowie Dr. Holger Kremser aus Göttingen.

Neben dem Habsburgergesetz und der Südtirolfrage ging es bei den Vorträgen und Diskussionsrunden unter anderem um Folgen des Ersten Weltkriegs für Polen, die Tschechoslowakei, Österreich, das Sudetenland und Ungarn sowie um die Auswirkungen auf die Entwicklung der baltischen Staaten, Rumäniens, Bulgariens und nicht zuletzt Jugoslawiens. In einem der Referate wurde auch das Schwerpunktthema der Vertreibung und des Bevölkerungsaus-

tauschs näher behandelt. Erwähnung fand dabei das Schicksal der Armenier und der griechisch-türkischen Bevölkerung. Aber auch die Abwanderung der deutschen Minderheit aus mehreren Abtretungsgebieten wurde dokumentiert.

Reinfried Vogler wandte sich schlussfolgernd mit einem Aufruf an die Tagungsteilnehmer: „Wir haben viel mitgenommen, wir haben viele Lücken gefüllt, wir haben Vieles aufgefrischt, und wenn es dazu beiträgt, dass das, was wir heute erfahren haben und was hier erarbeitet worden ist, dann auch wirklich nach draußen weitergegeben wird, dann ist das Ziel dieser Veranstaltungsreihe schon erreicht. Deshalb bitte ich Sie, gehen Sie nach draußen, nutzen Sie auch das, was wir an Literatur haben. Wir alle sind gefordert.“

Professor Dr. Gilbert Gornig wiederum hob in seinem Fazit die Kunst hervor, einen Friedensvertrag zu schließen. „Wenn man den im Krieg Besiegten erniedrigt, wie in den Friedensverträgen nach dem Ersten Weltkrieg, legt man die Saat aus für den nächsten Konflikt. Ohne die Friedensverträge nach dem Ersten Weltkrieg wären ein Hitler und damit ein Zweiter Weltkrieg, der

auch die Folgen des Versailler Diktats beseitigen sollte, nicht möglich gewesen. Ein positives Beispiel ist der Wiener Kongress 1815, bei dem das besiegte Frankreich gleichberechtigt mit am Tisch saß und ein fast hundertjähriger Frieden mit der Errichtung einer Pentarchie die Folge war.

Im Übrigen wurden ohne Rücksicht auf die Menschen Grenzen gezogen, teilweise aus strategischen Gründen, teilweise willkürlich, die neue Minderheiten schafften, und die

nach 100 Jahren echte freundschaftliche Beziehungen zwischen den Nachbarn verhindern.“

Vor dem Hintergrund, dass es noch viele Probleme zu besprechen und zu klären gibt, die mit dem Ersten Weltkrieg zu tun haben, erwarten die Tagungsbeteiligten mit Spannung die dritte Fachtagung. Angekündigt wurde auch die Veröffentlichung je eines Bandes mit Vorträgen

D. G. (KK)

„Die wahre Heimat ist eigentlich die Sprache“

Renata Zajaczkowska spricht für die deutsche Minderheit in Polen

„Meine Kindheit war zu Ende, als ich vierzehn Jahre alt war und der Krieg nach Gleiwitz kam. Dort spürten wir den Krieg nicht so sehr, weil wir ein sehr gut organisiertes Lebensmittelkartensystem hatten. Wir mussten keinen Hunger leiden, alles funktionierte normal, ab und zu hatten wir nur Verwandte bei uns zu Hause, die aus dem Westen kamen, aus Solingen, einer Stadt an der Grenze zu Belgien. Sie kamen zur Erholung, denn bei ihnen gab es Luftangriffe, bei uns war es ruhig. Gut, dass sie sich schon Ende November auf den Weg nach Hause machten, denn bei uns war die Lage im Januar schon sehr schwer – aus dem Osten rückte die Front heran.“

So erzählt Renata Zajaczkowska in ihrem Buch „Vergangenheit, die man nicht vergessen kann“, Breslau 2015.

Wie präsent und lebendig die Erinnerungen an die Ereignisse aus der Kriegs- und Nachkriegszeit für die 1932 geborene Autorin Renata Zajaczkowska auch heute noch sind, wird bei der Lektüre ihres Buches deutlich. Als Vorsitzende der Deutschen Sozial-Kulturellen Gesellschaft (DSKG) in Breslau und als Vertreterin der deutschen Volksgruppe in Polen nimmt die Zeitzeugin auch in weiteren Veröffentlichungen sowie

in zahlreichen Vorträgen im In- und Ausland Bezug zu ihren persönlichen Erlebnissen aus der Vergangenheit. Sie blickt jedoch auch optimistisch in die Gegenwart und vor allem in die Zukunft.

Jüngst sprach sie über Heimat und Identität aus Sicht der Heimatverbliebenen beim Treffen der Ostpreußen, Schlesier und Pommern auf Schloss Burg bei Solingen. „Obwohl die Geschichte wichtig ist und wir sehr viel getan haben und weiterhin tun, um sie kennen, verstehen und pflegen zu lernen, ist die deutsche Volksgruppe in Polen auf die Zukunft angewiesen. Um Zukunft zu haben, brauchen wir Bildung und Medien, moderne Kultur neben der Tradition, mit Sprache muss das wiederbelebt werden, was verlorengegangen ist.“

Renata Zajaczkowska zitiert Wilhelm von Humboldt: „Die wahre Heimat ist eigentlich die Sprache“, und kommentiert: „Das wussten auch die kommunistischen Verwalter, als sie das deutsche Schulwesen eingestellt und den Unterricht der deutschen Sprache in Oberschlesien und Ostpreußen zwei Generationen lang verboten haben.“ Aber: „Im vereinten Europa, welches sich als Ziel das Motto ‚Einheit in Vielfalt‘ gesetzt hat, haben auch Schlesien, Ostpreußen und



Reden gegen den Groll, in Polen wie in Deutschland: Renata Zajaczkowska auf Schloss Burg

Bilder: der Autor

Pommern, die seit Jahrhunderten diesem Prinzip treu gewesen sind, einen festen Platz mit einer eigenen kulturellen Vielfalt, mit starkem deutschen Anteil nicht nur des Erbes, sondern auch der modernen Gegenwart.“

Die Deutsche Sozial-Kulturelle Gesellschaft (DSKG) in Breslau, deren Vorsitzende Renata Zajaczkowska ist, stellt die größte Gesellschaft der Deutschen in Niederschlesien dar. Zu den Aufgaben und Zielen der Einrichtung gehören Tätigkeiten im kulturellen und sozialen Bereich, die Pflege der deutschen Sprache und Kultur sowie der niederschlesischen Traditionen und Geschichte. Um diesem Anspruch gerecht zu werden, wurden ein Kulturausschuss, ein Sozialausschuss und ein Ausschuss für Kinder- und Jugendarbeit gebildet. Die Gesellschaft bietet auch Deutschunterricht an und besitzt eine Bibliothek mit Werken zur Geschichte und Kunst Schlesiens.

Die Aktivitäten der DSKG bereichern nicht nur das Kulturleben der Stadt Breslau, sie tragen auch zum besseren Verständnis der schlesischen Geschichte bei. Darüber hinaus unterstützt die Gesellschaft zahlreiche Kulturveranstaltungen in Breslau, etwa die Millenniumsfeierlichkeiten der Stadt.

Die DSKG bringt die Zeitschrift „Niederschlesische Informationen“ heraus und hat eine wöchentliche Radiosendung mit dem Titel „Sami swoi - Miteinander“ beim Sender Radio Wrocław.

Dieter Göllner (KK)

Zerbrechlich und solide

Glasmuseum und Glasfachschule Rheinbach feiern Jubiläum

50 Jahre Glasmuseum und 70 Jahre Glasfachschule sind Jubiläen, die Rheinbach im Jahr 2018 mit verschiedenen Veranstaltungen feiern wird. Grund genug für das Eifelstädtchen, das „Jahr des Glases“ auszurufen. Die Planungen der vom Beirat des Glasmuseums eingerichteten Arbeitsgruppe laufen bereits auf Hochtouren. Das Doppeljubiläum soll u. a. dafür genutzt werden, Glas und Glaskunst in den Mittelpunkt zu rücken und die Tradition Rhein-

bachs als Glasstadt wieder in den Fokus zu nehmen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Rheinbach durch die Ansiedlung vertriebener sudetendeutscher Glasveredler und Fachschullehrer aus Steinschönau/Kamenicky Senov und Haida/Novy Bor zur Stadt des Glases. Viele der aus der Tschechoslowakei stammenden Glasfacharbeiter und ein großer Teil des Lehrerkollegiums der Glasfachschule Steinschönau-Haida wollten in der Eifel die Tradition ihres Hand-

werks fortsetzen. Am 1. April 1948 wurde in Rheinbach unter dem damaligen Stadtdirektor Victor Römer und mit Unterstützung des Ministerpräsidenten Karl Arnold, des Wirtschaftsministeriums in Düsseldorf, der Industrie- und Handelskammer Bonn sowie der Handwerkskammer Köln die Staatliche Glasfachschule eröffnet. Die Einrichtung gilt als Nachfolgeschule oder Neugründung der Glasfachschule in Steinschönau.

Das heutige Staatliche Berufskolleg Glas, Keramik, Gestaltung des Landes Nordrhein-Westfalen Rheinbach wird im Frühling/Frühsummer 2018 einer der insgesamt drei Schauplätze für Veranstaltungen des Jubiläumsjahres sein. Zwei Projekte der Glasfachschule – eine Edition von gläsernen Hausnummern für Bürger und Institutionen sowie das erste Rheinbacher Glassymposium – sind bereits bekanntgegeben worden.



In der glücklichen Lage, sich zum Jubiläum selber zuzuprosten, sind die Glas- und Museumsfachleute in Rheinbach

Bild: Dieter Göllner

Im April 1968 gründeten Rheinbacher Bürger den Verein Freunde edlen Glases e. V., zu dessen Zielen die Förderung der Glaskunst, die Sammlung bedeutender Gläser aus allen Stilepochen mit dem Schwerpunkt Böhmen sowie die Eröffnung eines Glasmuseums zählten. Am 14. September 1968 wurde das Glasmuseum im Gebäude Vor dem Voigtstor 23 eröffnet, das durch die Verlagerung der Glasfachschule in einen Neubau am Rande Rheinbachs freigeworden war.

Den Grundstock der Dauerausstellung bildete die bedeutende Stiftung Hickisch mit rund 200 hochwertigen, überwiegend böhmischen Gläsern des Barock, Biedermeier, Historismus und Jugendstils. Das Glasmuseum Rheinbach ist als bundesweit erstes Spezialmuseum für nordböhmisches Hohlglas gegründet worden. Bis 1980 stand die Einrichtung in der Trägerschaft der Freunde edlen Glases, danach übernahm die Stadt Rheinbach die Trägerschaft, und aus den „Freunden“ wurde ein Förderverein, der sich auch heute noch aktiv einbringt. Seit 1989 befindet sich das Glasmuseum im Bürger- und Kulturzentrum Himmeroder Hof.

Zu den Veranstaltungen anlässlich des Doppeljubiläums gehören im Herbst neben einem vom Gewerbeverein organisierten Stadtfest und einem Konzert auf Glasinstrumenten auch die Aufwertung der Dauerausstellung durch eine zusätzliche Informations- und Erlebnisebene unter dem Motto „Böhmisches Glas in Biografien“. Zentraler Punkt des Jubiläumsprogramms ist die Ausstellung „50 Jahre – 50 Gläser“ (Arbeitstitel), die im September mit einem Festakt eröffnet wird.

Das Ausstellungskonzept schlägt sich im Katalog nieder: Für jedes der 50 Gläser wird ein „Pate“ aus der Rheinbacher Bevölkerung gewonnen. Mit den in Workshops geschaffenen Kunstobjekten wird im Hans-Schmitz-Haus eine Ausstellung gestaltet.

(KK)

Woher kommt der Berliner?

Harald Schäfer: „Der Berliner ist meist aus Posen ...“. Posener Reminiszenzen im heutigen Berlin (In der Reihe: Blätter zur ostpolitischen Bildungsarbeit, Folge 13). Verlag Winterwork, Borsdorf, 315 Seiten

„Der Berliner ist meist aus Posen oder Breslau.“ Diese Feststellung Kurt Tucholskys ist auch heute noch im öffentlichen Raum Berlins verifizierbar. Viele Posener haben deutliche Spuren im Stadtbild Berlins hinterlassen und nicht zu unterschätzende Beiträge zur Entwicklung dieser Stadt zur Metropole geleistet. Diesen Spuren ist Harald Schäfer, langjähriger Bildungsreferent der DJO – Deutsche Jugend in Europa, Landesverband Hessen, in seinem beachtlichen Buch nachgegangen.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebte die damals preußische Hauptstadt Berlin eine stürmische wirtschaftliche Entwicklung. Mit der Gründung des Deutschen Reiches erhielt Berlin die Hauptstadtfunktion. Die Einwohnerzahl wuchs in den Jahren von 1871 bis 1910 von rund 930 000 auf 3,7 Millionen Bürger.

Die Posener kamen nach Berlin, das wie ein Magnet wirkte, auf der Suche nach einem besseren Leben oder weil sie aus politischen Gründen eine Zuflucht suchten. Berlin war besonders für kreative Persönlichkeiten attraktiv. Die Berliner Universität zog viele Abiturienten aus den preußischen Ostprovinzen an, insbesondere Posener, weil die Hauptstadt der damaligen Provinz Posen bis zum Ende des Ersten Weltkriegs noch keine Universität hatte.

Die Geschichte der Posener spiegelt sich auch im heutigen Stadtbild – vielfach unbekannt und unbeachtet. Die Reichshauptstadt wurde zum idealen Standort für viele innovative Unternehmer, die den Grundstein ihres wirtschaftlichen

Erfolges in Berlin legten. Arbeitskräfte wurden benötigt, die vor allem aus den preußischen Ostprovinzen kamen. Viele Architekten und Städteplaner aus dem weitgehend agrarisch geprägten Posener Land gaben Berlin sein immer wieder wechselndes Gesicht. So entwarf der Architekt Adolf Sommerfeld die Waldsiedlung „Onkel Toms Hütte“, Heinrich Mendelssohn zeichnete planerisch für den Bau des Europahauses verantwortlich, und August Adolf Max Spitta hatte die Bauleitung der Siegesallee. Berthold Kempinski legte als Weinhändler mit einer Gaststätte die Voraussetzung für die berühmte Hotelkette, Rudolf Mosse baute in Berlin sein Zeitungsimperium auf, Hermann Tietz seine Kaufhauskette, an die der Name Hertie erinnert, und Salman Schocken seinen gleichnamigen Warenhauskonzern.

Große Namen und berühmte Zeugnisse aus Kunst-, Geistes-, Kultur-, Gesellschafts- und Industriegeschichte sind mit dem „Posener Einfluss“ auf die Entwicklung Berlins und Deutschlands verknüpft. Vielen ist nicht bekannt, dass die Maler Erich Buchholz, Walter Leistikow und Lesser Ury, die berühmten Schauspieler O. E. Hasse und Lilli Palmer sowie der Komponist Xaver Scharwenka aus Posen stammen.

Zahlreiche Persönlichkeiten aus der Provinz Posen haben die Berliner Kommunalpolitik maßgeblich mitgeprägt oder an herausragender Position Verantwortung getragen, z. B. Arthur Scholz als Bürgermeister der Stadt. Am Widerstand gegen den Nationalsozialismus beteiligten sich Posener wie Carl-Friedrich Goerdeler und Herbert Baum. Auffallend viele sichtbare Zeichen weisen auf bedeutsame jüdische Mitbürger aus der einst preußischen Provinz Posen hin, weil auch dort ihr Anteil an der Bevölkerung verhältnismäßig groß war. Sie haben zum Aufstieg der Stadt und zu ihrer Modernität, ihrer Offenheit gegenüber neuen Ideen, ihrer Toleranz und ihrem Weltstadt-Charme beigetragen.

Kulturpolitisch ist richtig, dass Harald Schäfer den Gebietsstand der ehemals preußischen Provinz Posen zum Ende des Ersten Weltkriegs berücksichtigt und auch Persönlichkeiten einbezogen hat, die im Kaiserreich als Deutsche polnischer Nationalität im Reichstag waren bzw. in der DDR eine Rolle spielten.

Die Persönlichkeiten werden in alphabetischer Folge ihres Nachnamens und unter zahlreichen Stichworten wie Ehrenbürger (z. B. Generalfeldmarschall und Reichspräsident Paul von Hindenburg und der Politiker Wolfgang Straßmann), Gedenkstätte der Sozialisten, Ostbahnhof, Partnerschaft, Gedenkstätte Plötzensee, Reichstag und Stadtälteste vorgestellt. Unter den Stichworten sind auch viele jüdische Einrichtungen, hinzu kommen Hinweise auf die „Stolpersteine“ zum Gedenken an Menschen, die dort wohnten, als sie von den Nazis verschleppt wurden.

Leider fehlen die Vereinigungen und Einrichtungen der Deutschen, die nach 1945 als Heimatvertriebene aus dem Gebiet der früheren Provinz Posen ein neues Zuhause in Berlin fanden. Diese gründeten dort bereits 1949 eine Landsmannschaft Posen als Vorläufer der Landsmannschaft Weichsel-Warthe, die eine aktive Landesgruppe und eine Frauengruppe hat. Außerdem bildeten sich in Berlin zahlreiche örtliche Gruppen der Heimatkreise ehemaliger Posener. Interessierte Landsleute aus Bromberg, Meseritz, Schneidemühl und Wirsitz treffen sich immer noch. Auch der „Kirchendienst Ost“, den von 1950 bis 1976 Posener Persönlichkeiten leiteten, und die Stiftung Deutschlandhaus erfüllten während der Teilung Deutschlands und Europas in Berlin wichtige Funktionen. Im Deutschlandhaus wird jetzt eine Dauerausstellung der bundeseigenen Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung vorbereitet.

Das Buch entstand aus Seminarmaterialien, die für ein Mitarbeiterseminar der DJO Hessen zusammengetragen wurden, das vom Autor 2016 am Hessischen Gedenktag für die Opfer von Flucht, Vertreibung und Deportation in Berlin durchgeführt wurde. Die Veröffentlichung versteht sich als ein konkreter Beitrag zur Ausgestaltung der Landespartnerschaft Hessen–Wielkopolska und der Patenschaft des Landes Hessen über die Landsmannschaft Weichsel-Warthe.

Karl Bauer (KK)

Kann man Heimat schmecken?

Schlesisch-rheinische Tagung

Als identitätsstiftend für ein Gefühl regionaler Zugehörigkeit werden häufig Merkmale wie Landschaft, Sprache, Geschichte und Kultur wahrgenommen. Das Aufleben traditioneller Feste und die Renaissance des Begriffes Heimat gelten als Zeichen eines wachsenden Stellenwerts der Identifikation einer Volksgruppe mit einer bestimmten Region. Doch wann und warum identifizieren sich Menschen mit ihrem räumlichen Umfeld? Was macht regionale Identität aus? Und welche Bedeutung hat sie für die Entwicklung der Region sowie für die Menschen, die dort leben?

Antworten auf diese und weitere Fragen suchten und fanden die Referenten und Teilnehmer einer Fachtagung unter dem Motto „Regionale Identität – Ursache und Wirkung. Heimatgefühle in Zeiten der Globalisierung?“ im Haus Schlesien von Königswinter.

Die Tagung fand in Kooperation mit der VHS Siebengebirge als Rahmenprogramm zur aktuellen Sonderausstellung „Typisch schlesisch!“ statt. Weitere teilnehmende Partner waren das Siebengebirgsmuseum, der Bund Heimat und Umwelt e.V., die Stiftung Bundeskanzler-Adenauer-Haus, der Heimat- und Geschichtsverein Beuel am Rhein e.V. sowie das Studienhaus für Keltische Sprachen und Kulturen.

Auch wenn mehrere hundert Kilometer zwischen Schlesien und dem Rheinland liegen, kann man bei näherer Betrachtung der Geschichte und Kultur beider Regionen feststellen, dass eine gewisse Nähe hinsichtlich der Mentalität ihrer Bewohner vorhanden ist. Beide Landstriche sind Grenzgebiete, die somit vielfältigen Einflüssen durch Grenzverschiebungen, wechselnden territorialen Zugehörigkeiten und Wanderungsbewegungen ausgesetzt waren. Über die Jahrhunderte waren sie Schnittstellen verschiedener Kulturen. Im Rheinland waren es die Römer und später die Franzosen, denen bedeutende Anteile an der kulturellen Entwicklung zugeschrieben werden. In Schlesien waren es neben den Preußen vor allem Polen und Böhmen, die den Landstrich geprägt haben.

Ein Versuch der Veranstalter und Tagungsteilnehmer war, die regionale Identität als „Geschmacksache“ zu interpretieren. Ein schle-

sischer Reim von Friedrich Bischoff diene als Ausgangspunkt: „Meiner Heimat gute Gaben: Striezel, Streuselkuchen, Baben!“ Eines steht fest: Mit typischen Speisen aus der Heimat verbinden die meisten Menschen positive Erinnerungen – ein Grund dafür, dass die Rezepte über Generationen weitergegeben werden. Die enge Verbindung zwischen einer Region und ihrer Esskultur erkennt man nicht nur in Gasthöfen, wo heimische Spezialitäten angeboten werden, sondern auch an einer wachsenden Zahl von Kochbüchern und Sterneköchen, die die regionale Küche zelebrieren. Allerdings ist „Geschmacksache“ wohl nicht alles, wie sich im Laufe der Veranstaltung herausstellte.

Die Tagung erörterte am Beispiel Schlesiens und des Rheinlandes sowohl Gemeinsamkeiten als auch Abgrenzung gegenüber anderen Regionen.

Von Seiten des Gastgeberhauses beteiligte sich Kuratorin Silke Findeisen mit einer Führung durch die Sonderausstellung „Typisch schlesisch!“ sowie mit einem Vortrag. Die langjährige Mitarbeiterin stellte in ihrem Beitrag „Hort schlesischer Identität im Rheinland – der Verein Haus Schlesien“ einige Meilensteine aus der Geschichte und Entwicklung des Vereins seit seiner Gründung im Jahre 1973 bis in die Gegenwart vor. In seinem Vortrag „Sprache, Gemeinschaft und Identität“ präsentierte Dr. Arndt Wigger vom Studienhaus für Keltische Sprachen und Kulturen, Königswinter, u. a. Aspekte der unterschiedlichen Dialekte sowie der Mundarten als schützenswertes Kulturgut.

Über das Thema „Regionale Identität – entdecken, gestalten, vermitteln“ referierte Dr. Inge Gotzmann vom Bund Heimat und Umwelt in Deutschland, Bonn. Sie zeigte Bezüge zwischen Landschaft, Natur und Kultur auf, die Heimat und regionale Identität ausmachen. Und da Heimat nicht an den Grenzen eines Landes aufhört, gelten die Verbindungen zu den Nachbarländern als Anknüpfungspunkte für bilaterale Projekte. Elmar Scheuren, Leiter des Siebengebirgsmuseums Königswinter, beschäftigte sich in seinem Vortrag „Deutschland, Frankreich und der Rhein – Bemerkungen zu einer verunglückten Identitätssuche“ mit der zeitweilig problematischen Entwicklung der deutsch-französischen Verhältnisse.

Claudia Waibel von der Stiftung Bundeskanzler-Adenauer-Haus, Bad Honnef, sprach über „Kon-

rad Adenauer – Prägungen, Heimat, Identität“. Sie verwies darauf, dass Adenauer oftmals als „preußischer Rheinländer“ bezeichnet wurde und dass er seine Europapolitik mit dem gemeinsamen christlichen Glauben verband. Inke Kuster vom Heimat- und Geschichtsverein Beuel am Rhein e. V. wiederum rückte in ihrem Beitrag „Erst geht es zum Brännchen und dann auf Pützchen. Gedanken zu einem Erinnerungsort“ den christlichen Glauben in Form mittelalterlicher Volksfrömmigkeit in den Fokus.

Zum Abschluss der Veranstaltung gab es für die Tagungsteilnehmer einen schlesisch-rheinischen Abend, der die beiden Regionen sowohl kulinarisch als auch mundartlich-humorvoll beleuchtete.

(KK)

Bühne als Brücke

Vertreibung und Migration auf dem Theater

Mit einem Wiegenlied aus Siebenbürgen, in das alle einstimmten, begann eine Podiumsdiskussion im Münchner Haus des Deutschen Ostens zum neuen Theaterprojekt „Kalte Heimat – Was heißt woher?“. Wohl erstmals beschäftigen sich Theaterleute mit Flucht, Vertreibung und Migration. Professor Dr. Andreas Otto Weber, Direktor des Haus des Deutschen Ostens, stellte klar: Flucht und Vertreibung ergaben sich unter direkter Gefahr eher spontan, Migration verlangt eine Entscheidung, sie wird vorbereitet.

In vielen Gesprächen mit Heimatvertriebenen hat sich die diplomierte Regisseurin Dorothea Schroeder auf ihr Theaterstück vorbereitet und dabei an sich selbst erfahren, wie wenig die Schule das Schicksal der Millionen Heimatvertriebenen berücksichtigt, wie lückenhaft die Schulbücher sind. „Wie kann es sein, dass eine achthundert Jahre lange Geschichte einfach nicht mehr bekannt ist?“

Eine Willkommenskultur gab es bei Kriegsende nicht, die Heimatvertriebenen kamen in zerstörte Städte, und wenn sie in weniger betroffene Gebiete verbracht wurden, übertrafen sie an Zahl fast die dortigen Einwohner. Als Beispiel nannte Andreas Otto Weber Starnberg, das 50 Prozent Heimatvertriebene verkraften musste, Bayern insgesamt 28 Prozent.

Erklärtes Ziel von Dorothea Schroeder ist es, mit soziokulturellen Projekten Brücken zu bauen zwischen den Heimatvertriebenen von einst und den Flüchtlingen, wie sie zum Beispiel aus Vietnam, der Tschechoslowakei, Bosnien und Syrien gekommen sind. Auslandserfahrungen hat sie u. a. in Belgrad und Moskau gesammelt. Lesungen über Vertriebenen- und Flüchtlingschicksale machen einen Teil des Theaterprojekts aus. Gezogen wird ein Vergleich zwischen dem Ankommen der Deutschen bei Kriegsende und den Flüchtlingen in der Gegenwart. Ist es ähnlich oder ganz anders? Wie muss eine Gesellschaft aussehen, die Menschen aufnimmt? Zum Nachdenken darüber anzuregen ist eine Intention des auch von der Stadt München und Oberbayern geförderten Projekts.

„Was ist Heimat?“, fragten die Theaterleute im Haus des Deutschen Ostens ihre Zuhörer. Andreas Otto Weber: „Heimat ist ein Gefühl, das sich auch an anderen Orten einstellen kann, zum Beispiel beim Besuch der Gräber von Vorfahren, Heimat, das geht nicht aus der Seele.“

Norbert Matern (KK)

Monarchie, Eu- und Kakophonie

Ausschreibung zu einer IKGS-Konferenz

Vom 9. bis zum 11. Oktober 2018 veranstaltet das Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas (IKGS) an der Ludwig-Maximilians-Universität München gemeinsam mit dem Institut für Deutsch als Fremdsprache (DAF), dem Internationalen Forschungszentrum Chamisso (IFC) und der Internationalen Forschungsstelle für Mehrsprachigkeit (IFM) eine interdisziplinäre Konferenz zur Mehrsprachigkeit in der Donaumonarchie (1848–1918) zu Aspekten von „Wissen – Herrschaft – Soziale Praxis“. Bis zum 31. Januar 2018 werden Themenvorschläge erwartet.

Die sprachliche und kulturelle Vielfalt sowie sprachpolitische Komplexität der Habsburgermonarchie wirkt sich nicht nur bis heute auf weite Teile Zentraleuropas aus, sondern liefert gleichzeitig viele Beispiele für den Umgang mit Sprachenvielfalt, Plurikulturalität und Pluriethnizität. Sprach- und bildungstheoretische Diskurse, herrschaftliches Handeln und alltägliche Le-

benswelten werden in diesem Zusammenhang durch eine widersprüchliche Koexistenz von Pluralität und Vereinheitlichungsbestrebungen bestimmt. Im Zentrum der Modernisierungs- und Nationalisierungsprozesse, die den Vielvölkerstaat prägen, steht das Problem der sozialen Ordnung. Dies hat wiederum Folgen für das Verhältnis des mehrsprachigen Individuums zu den individuell wie kollektiv wirksamen Verwaltungsakten und für die Herausbildung politischer Ideologien. In diesen Kontexten werden auch die sozialen, politischen und ‚lebensweltlichen‘ Aspekte der Mehrsprachigkeit in Abhandlungen zur Sprachphilosophie, Logik und Ästhetik sowie in sozialwissenschaftlichen und ethnologischen Texten reflektiert.

Den von ideologischer Ausdifferenzierung und sozialem Wandel geprägten Ambivalenzen auf wissenschaftlicher, philosophischer und politischer Seite steht der praktische Umgang mit sprachlicher und kultureller Vielfalt gegenüber. Betroffen davon sind einerseits individuelle und kollektive, zumal lokal verortete, Phänomene der Mehrsprachigkeit, wie sie sich etwa in Archivquellen und literarischen Zeugnissen niederschlagen, andererseits Fragen zur konkreten Umsetzung sprachpolitischer Konzepte in Schulen, Universitäten und anderen Bildungsinstitutionen sowie die Rekonstruktion des tatsächlichen Sprachgebrauchs in den unterschiedlichen Domänen.

Die komplexen Themen bedürfen der Zusammenarbeit verschiedener Fachbereiche in historischer, wissenschaftsgeschichtlicher, linguistischer und literaturwissenschaftlicher Perspektive. Dabei soll auch der heuristische Mehrwert einer verstärkten Kooperation zwischen linguistisch-empirischer Erforschung von Mehrsprachigkeit und historischen Untersuchungen zur Diskussion gestellt werden, wie sie vornehmlich Literatur- und andere Geisteswissenschaften praktizieren. Darüber hinaus setzt sich die Tagung zum Ziel, die Fruchtbarkeit ihrer Erkenntnisse für den Umgang mit sprachlicher und kultureller Vielfalt im gegenwärtigen Europa zu diskutieren.

Willkommen sind Vorschläge zu den folgenden Bereichen (gegebenenfalls auch darüber hinaus): Sprachpolitik und Herrschaft (politisches, legislatives und exekutives Handeln, Sprach(aus)bildung und Verwaltung, Interferenzen über den habsburgischen Raum hinaus),

Mehrsprachigkeit und Alltagswelt, Mehrsprachigkeit in literarischen Texten (habsburgische Sprachpolitik, Mehrsprachigkeit als literarisches Phänomen, alltägliche und literarische Formen der Sprachpraxis, linguistische Phänomene), Wechselwirkungen mit der Literatur- und Wissenschaftsgeschichte, langfristige Auswirkungen (Mehrsprachigkeit im postimperialen Kontext der Zwischenkriegszeit, sprachgeschichtliche Argumentationsstrategien, Sprache und Migrations- und Integrationspolitik).

Tagungssprachen sind Deutsch und Englisch, passive Deutschkenntnisse sind erforderlich. Zu senden sind ein Abstract (PDF, maximal 300 Wörter) und ein kurzer Lebenslauf an mehrsprachigkeit2018@ikgs.de. Gerne helfen die Veranstalter dabei, günstige Quartiere in München zu finden. Ein Teil der Reisekosten kann auf Anfrage von den Veranstaltern übernommen werden. Weitere Informationen gibt es auf der Tagungswebsite www.mehrsprachigkeit.info.

(KK)

Sieben Burgen in fünf Filmen

Dokumentarfilme in Berlin

Die Dokumentarfilmreihe „Blick zurück – Blick nach vorn“ widmet sich Siebenbürgen, einer multiethnischen Region in der Mitte Rumäniens, und der dort ansässigen deutschen Minderheit,

den Siebenbürger Sachsen. Dem Ruf des ungarischen Königs Geisa II. folgend, ließen sich deutsche Siedler ab dem 12. Jahrhundert in Siebenbürgen, auch Transsilvanien genannt, nieder. Sie kamen vor allem aus der Gegend von Rhein und Mosel. In ihrer neuen Heimat, die zu jener Zeit Teil des ungarischen Königreichs war, bauten sie sich ein neues Leben auf und hielten über acht Jahrhunderte den Wirren der Zeit stand.

Doch das unfreie Leben im kommunistisch regierten Rumänien konnten die meisten nicht hinnehmen und verließen das Land. – Wie ging das Leben im „Land hinter den Wäldern“ weiter? Wie blickt man heute in die Zukunft? In der ersten Jahreshälfte 2018, jeweils samstags um 15:30 zeigen das Deutsche Kulturforum östliches Europa und das Bundesplatz-Kino in Berlin folgende Dokumentarfilme: 20. Januar: Wunden – Erzählungen aus Transsilvanien, Regisseur: Günter Czernetzky; 10. Februar: Hinter sieben Burgen, 1996, Björn Reinhardt; 17. März: Gherdeal, 2003, Martin Nudow und Thomas Beckmann; 28. April: Leaving Transylvania – Ein Siebenbürger Abschied, 2006, Dieter Auner; 26. Mai: Ein Dorf erwacht, 2013, Frieder Schuller.

Nach der Filmvorführung besteht die Möglichkeit zu einem Gespräch mit den jeweiligen Regisseuren, es moderiert Dr. Ingeborg Szöllösi, Südosteuropa-Referentin, Deutsches Kulturforum östliches Europa.

(KK)

FILMVORFÜHRUNGEN & GESPRÄCHE

BLICK ZURÜCK – BLICK NACH VORNE
Dokumentarfilmreihe • Januar bis Mai 2018

Deutsches
KULTURFORUM
östliches Europa

Bundesplatz-Kino
Bundesplatz 14
10715 Berlin
Eintritt: 6,-

The poster features a photograph of a horse-drawn cart in a field on the left and a blue car on the right, set against a clear blue sky.

Zauberwort, nicht heimelig, sondern überzeugend

Bei den Wangener Gessprächen werden unter den Auspizien Eichendorffs Monika Taubitz und Michael Krüger geehrt

Die diesjährigen Wangener Gespräche, die vom 21. bis zum 24. September in Wangen stattfanden, wurden mit der Ausstellung „Zwischen Himmel und Erde“ des Künstlerhepaares Christof Heyduck und Hilde Heyduck-Huth (beide Bad Orb) im Giebel-saal der Badstube eröffnet. Die Tagung, die der Wangener Kreis – Gesellschaft für Literatur und Kunst „Der Osten“ e. V. (www.wangener-kreis.de) alljährlich organisiert, wurde in den nächsten Tagen mit Vorträgen und Lesungen im Weberzunft- und in der Stadtbücherei im Kornhaus fortgesetzt. In einer Feierstunde wurde Monika Taubitz, der Dichterin und langjährigen Vorsitzenden des Wangener Kreises, zu ihrem 80. Geburtstag die Festschrift „Dem Land, das ihr sein Wort gab“ überreicht. In seiner Laudatio hob Professor Arno Herzig (Hamburg) u. a. die enge Verknüpfung der Meersburger Autorin mit dem Wirken der Annette von Droste-Hülshoff hervor, die auch im jüngsten Buch „Asche und Rubin“ deutlich werde.

Im Rahmen des Konzertabends spielte das Mitte der 80-er Jahre vom Cellisten Helmut Scheunchen gegründete Malinconia-Ensemble Stuttgart Werke mehrerer schlesischer Komponisten, u. a. von Hans-Georg Burghardt, Josef Elsner, Dietmar Gräf, Georg Kloß und Alexander Maria Schnabel sowie die Uraufführung von Widmar Haders „Bahnhof Sagan“ nach Monika Taubitz.

Die Vortragsreihe eröffnete Rainer René

Mueller (Heidelberg) mit Ausführungen über die „Wirklichkeit des Gedichts heute“ und einer Lesung aus seinen Werken. In weiteren Referaten sprachen Dr. Józef Zaprucki (Hirschberg / Jelenia Góra) über Fedor Sommers „Zillertaler“ als ein „Motiv für die interkulturelle Kommunikation“; Dr.



Eichendorff kam nicht nach Siebenbrunn, doch die Kastanienallee, wie sie Ferenc Ácz gemalt hat, wäre nach seinem Sinn gewesen

Bild: Siebenbürgisches Museum, s. S. 29

Rafał Biskup (Breslau / Wrocław) zum 200. Geburtstag Gustav Freytags „Zwischen Literatur und Erinnerungskultur – Versuch einer Zwischenbilanz“ sowie Izabela Taraszczuk (Tübingen) zum Leben und Schaffen des schlesisch-jüdischen Verlegers Wilhelm Levysen.

In ihrem Vortrag über die Balladenlogik in Eichendorffs „Waldgespräch“ beleuchtete Professor Ursula Regener (Regensburg) u. a. auch den politischen Kontext der Entstehung des Gedichts: Es sei die Zeit nach der Niederlage Napoleons im Russlandfeldzug und die Zeit des Aufkommens des nationalen Gedankens und der Befreiungskriege mit der Entstehung des Lützowschen Freikorps gewesen. Dabei komme dem „deutschen Rhein“ und dem „deutschen Wald“ im Kampf gegen die napoleonische Armee eine besondere Bedeutung zu. Auf dieser nationalen Welle seien auch andere Romantiker geschwommen, beispielsweise Caspar David Friedrich mit seinem Werk „Der Chasseur im Walde“ (1814), wo sich ein französischer Soldat im übermächtigen „deutschen Wald“ verirrt. So werde das „Waldgespräch“ Eichendorffs zu einem sehr eigenständigen, politischen Beitrag des romantischen Loreley-Mythos.

Der vielfach ausgezeichnete Schweizer Schriftsteller Catalin Dorian Florescu (Zürich) begeisterte das Publikum bei seiner Lesung aus seinen Romanen „Zaira“ und „Der Mann, der das Glück bringt“. In einer weiteren Lesung stellte sich mit einer Auswahl von Gedichten und Novellen der tschechische Autor Jaromír Typl (Prag) vor. Während es in dem vorgetragenen Essay „Einen Pfeil hören“ um die Wechselbeziehung zwischen Hören und Sehen geht, setzt sich Typl in „Sie sind nicht gekommen. Sie sind aufgetaucht“ (in Anlehnung

an das Prosastück „Feld über mir“) mit dem Umgang mit den Deutschen nach 1945 und der Vergangenheitsbewältigung in seinem Geburtsort Neupaka (Nová Paka) auseinander.

Jaromír Typl gehört zu den begabtesten Autoren Tschechiens und prägte die goldene Generation der 90-er Jahre in der tschechischen Poesie mit. Die ersten Gedichte schrieb er bereits im Alter von 14 Jahren. Für den Gedichtband „Ztracené peklo“ (Die verlorene Hölle) bekam er 1994 den Jirí-Orten-Preis für junge tschechische Autoren. Heute arbeitet er auch als Künstler und Kurator von Ausstellungen. Im Literarischen Gespräch mit dem Journalisten und Dolmetscher Johannes Rasim (Werl) wurde festgestellt, dass die Lage junger Autoren in den jeweiligen osteuropäischen Staaten sehr unterschiedlich ist, allgemein jedoch mit wenig Aussicht auf nennenswerte Förderungsmöglichkeiten. So gibt es zwar in Polen Verlage, die gezielt junge Autoren fördern, jedoch bleibt dieser Kreis nur einer kleinen Auswahl vorbehalten. Sehr begehrt sind unter den osteuropäischen Autoren Förderangebote von die Instituten und kulturellen Einrichtungen

im deutschsprachigen Raum, denn diese bedeuten einen finanziellen Schub und erschließen ein neues Leserpublikum.

Der Höhepunkt der alljährlichen Tagung ist die Verleihung des Eichendorff-Literaturpreises. In diesem Jahr ging die Auszeichnung an den in München lebenden Schriftsteller, Verleger und Übersetzer Michael Krüger. In seiner Laudatio auf Michael Krüger sagte Georg K. Braungart (Tübingen): „Michael Krüger, Verleger, Publizist, Literaturanwalt, Genie der Freundschaft, Autor, Dichter, Akademiepräsident. Im Literatur- und Medienbetrieb ein allge-

Man fängt an zu lesen. Wieder zu lesen. Aber die Gedichte des Freiherrn und preußischen Regierungsrats begleiten einen sowieso durchs Leben; selbst wenn man es darauf anlegte, könnte man sie sich nicht von der Seele waschen. Sie sind ein Teil von uns.“



Drei Pfeiler (v. l.): der zeitgenössischen deutschsprachigen Literatur, Michael Krüger, der Wangener Stadtbücherei im Kornhaus und der jungen tschechischen Literatur, Jaromír Typlt
Bild: der Autor

genwärtiger Anwalt der Literatur, als Juror für die verschiedensten Preise – und nicht zuletzt als nimmermüder und langjähriger Herausgeber der Literaturzeitschrift „Akzente“, einer unverzichtbaren Bastion der Weltpoesie, hat Michael Krüger die deutsche Gegenwartsliteratur auch in ihren Institutionen tief geprägt. Und ‚sein‘ Verlag (Hanser), den er über Jahrzehnte geführt und auch zu wirtschaftlichem Erfolg geführt hat, war in seiner Obhut die erste Adresse für Gegenwarts- und Weltliteratur in Deutschland. Wer Eichendorffs Lyrik ein wenig kennt, wird sehr schnell bei Michael Krüger romantische Motive erkennen können. Das Ich, das ‚nach Hause, immer nach Hause‘ gehen möchte, ohne jedoch einmal ankommen zu können, und das von einer durchaus unendlichen Sehnsucht getrieben wird, dieses Ich erblickt in der Natur, im Flug der Krähen, eine große Botschaft, ein ‚schwarzes Epos‘. (...) Die Dinge singen bei Eichendorff, die Welt singt – sie will singen, und sie wartet nur auf das Zauberwort des

Dichters.“ Bei Michael Krüger klingt dieses Zauberwort weniger anheimelnd, überzeugend inständig jedoch allemal.

In seiner Dankesrede sagte er: „Die beste und angenehmste Gelegenheit, sich mit dem Werk eines Dichters zu beschäftigen, besteht dann, wenn man in seinem Namen geehrt wird. Man fängt an zu lesen. Wieder zu lesen. Aber die Gedichte des Freiherrn und preußischen Regierungsrats begleiten einen sowieso durchs Leben; selbst wenn man es darauf anlegte, könnte man sie sich nicht von der Seele waschen. Sie sind ein Teil von uns.“ Anschließend bedankte sich der Preisträger mit einer Lesung seiner Gedichte aus „Umstellung der Zeit“.

Die nächsten Wangener Gespräche, die der Wangener Kreis alljährlich in Verbindung mit der Stiftung Kulturwerk Schlesien (Würzburg) und der Stadt Wangen im Allgäu organisiert, werden vom 27. bis zum 30. September 2018 in Wangen stattfinden.

Johannes Rasim (KK)

„Es kommt nur so die Natur“

Sagt Büchners Woyzeck, Jakob Nepraš aber lässt sie kommen und macht damit und daraus Kunst, die ihr so fern wie nah ist

„Wer sich darauf einlässt, wird visuell, akustisch und emotional mitgenommen.“ So drückte es Dr. Wolfgang Schörnig, der Vorstandsvorsitzende des Kunstforums Ostdeutsche Galerie, bei der Pressekonferenz zur Ausstellung „Invisible outer space“ mit Videoskulpturen des tschechischen Künstlers Jakob Nepraš aus. Dass der 36-Jährige in Tschechien im Bereich der modernen Kunst die Nummer eins ist, verdeutlichen eindrucksvoll die zehn Videocollagen und -skulpturen sowie die 14 Zeichnungen und Drucke von Zeichnungen, die bis Ende



Auf dem schmalen Grat zwischen organischer und anorganischer Materie kann man gleichwohl ganz gelassen stehen: Jakob Nepraš vor einer seiner Skulpturen

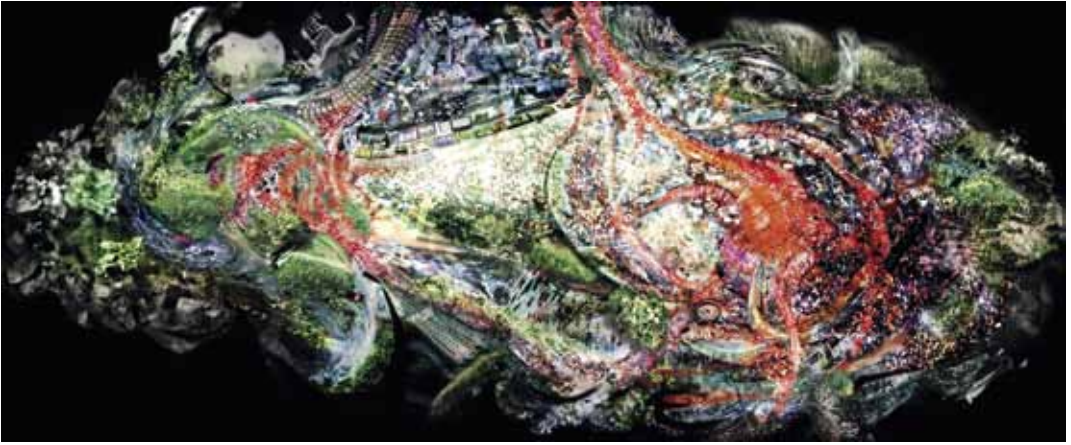
Bild: der Autor

Februar 2018 im Kunstforum Ostdeutsche Galerie zu sehen sind.

Das Kunstforum auch – neben der neuen Schausammlung – als „modernes Haus“ zu zeigen und zu etablieren, das betonte neben Schörnig auch Direktorin Agnes Tieze. Nepraš' Werke seien „eine starke Gegenposition“ zur Schausammlung. „Die Schausammlung greift vor allem den Auftrag der Galerie auf. Wichtig ist aber auch der Ausblick auf die Gegenwartskunst, der Austausch mit der Kunstszene Mittel- und Osteuropas“, so die Direktorin. Sie machte auch deutlich, dass diese Ausstellung vor allem von Gabriela Kašková, der für die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit zuständigen Mitarbeiterin des Kunstforums, vorgeschlagen und konzeptionell erarbeitet wurde. Tieze verwies auch auf die Kooperation mit dem Lehrstuhl für Medienwissenschaft an der Universität Regensburg.

Der zentrale Begriff in Nepraš' Videocollagen und -skulpturen ist der „Superorganismus“ als Modell einer Gemeinschaft im Allgemeinen. Darin thematisiert er bestimmte Zyklen, aber auch Kommunikationsnetze bei Menschen, Tieren und Pflanzen. Ein wesentlicher Bestandteil ist auch der Bezug auf die Wissenschaft bzw. die Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Theorien wie etwa der Evolution. Besonders eindrucksvoll hat er das in seiner Videocollage „Metropolia“ umgesetzt, die auch 2010 bei der EXPO in Schanghai zu sehen war. Und Nepraš versteht es, Bilder einzubauen, die nur kurz auftauchen, aber im Unterbewusstsein des Betrachters bleiben.

Ein anderes Beispiel, das für die Initiatorin und Prokuratorin Gabriela Kašková bei einem Kunstfestival in Prag im Jahr 2013 den



Formen und Farben wie hier meint man nie gesehen zu haben, doch bei Jakub Nepřaš sind sie das Normale, das „Natürliche“ schlechthin

Bild, ebenso Titel und Seite 13: Kunstforum Ostdeutsche Galerie

Ausschlag für diese Ausstellung gab, ist die Skulptur eines Riesenfalters („The Moth“) aus Holz und Plexiglas, auf den per Beamer mehrminütige Projektionen gespielt werden. „Hier nimmt Jakub Nepřaš Bezug auf das ursprüngliche Gesicht Prags, aber auch auf die heutigen kommerziellen Aspekte“, erläuterte Kašková. Der Falter bzw. Schmetterling sei auch ein Symbol für Mimikry, also des Nachahmens einer anderen Gattung. In Bezug auf die tschechische Hauptstadt eben die Aspekte der ursprünglichen Gestalt und des jetzigen Erscheinungsbildes.

Damit werden auch Aspekte der gesellschaftlichen Entwicklung deutlich, wie sie von Nepřaš angesprochen werden. Sehr oft nimmt der Künstler in seinen Werken die Natur – und Naturmaterialien – als Ausgangspunkt, schafft aber durch die Verbindung mit modernen Techniken „ein symbiotisches Mit- und Nebeneinander von Natur und Zivilisation und für den Betrachter eine Menge verschiedener Impulse und damit ein intensives Erlebnis“, erläuterte die Prokuratorin.

Kašková ging auch auf biografische Daten des 1981 in Prag geborenen Künstlers ein. So habe er schon früh mit Holz und anderen Naturmaterialien gearbeitet, ein mehrstöckiges Baumhaus zeuge bis heute davon, zumal dieses als Langzeitprojekt angelegt ist. Skizzen davon trugen auch zur Aufnahme Nepřaš' in die Akademie der Bildenden Künste in Prag bei.

Für Furore sorgte 2006 seine Videocollage „Babylon Plant“, eine monumentale pulsierende organische Form, die von wimmelnden Menschenmengen bevölkert ist. Diese Collage brachte ihm erste Auszeichnungen ein. Beteiligt war er an der Expo 2010 in Schanghai und 2015 an der Expo in Mailand. Seit 2005 präsentiert er sich regelmäßig mit Einzel- und Gruppenausstellungen sowie bei Kunstfestivals in Europa, Asien, den USA und Südamerika.

Die Ausstellung ist bis zum 25. Februar 2018 im Kunstforum Ostdeutsche Galerie zu besichtigen. Am 28. Januar 2018 gibt es eine Führung mit dem Künstler.

Markus Bauer (KK)

Ein Schloss für die verlassenen Burgen

Begegnungszentrum der Siebenbürger Sachsen in Gundelsheim

Nach dem Umbau von Schloss Horneck in Gundelsheim/Neckar zum „Kultur- und Begegnungszentrum der Siebenbürger Sachsen in Deutschland soll“ das Museum voraussichtlich 2019 durch eine Gemäldegalerie ergänzt werden. Räumlichkeiten im ersten Obergeschoss sollen die hochwertige, im Laufe der Jahre gewachsene Sammlung beherbergen. In der Jubiläumsausstellung „50 Jahre & 50 Gemälde. Glanzlichter der Gemäldesammlung“ kann das Museumsteam aus Platzmangel nur eine Auswahl, knapp 20 Prozent des Bestandes, zeigen.

Der Kurator Dr. Markus Lörz führte bei der Vernissage in die Ausstellung ein und verwies auch auf neu erworbene Kunstwerke, darunter auf das Stillleben von Grete Csaki-Copony. Das Bildnis konnte vom Verein zur Förderung des Siebenbürgischen Museums Gundelsheim e. V. laut Vorsitzendem Dr. Bernhard Lasotta MdL „sozusagen als Geburtstagsgeschenk für das Museum“ erworben werden. Dr. Lörz erklärte, dass man sich für eine Gemäldeausstellung zum Jubiläum entschieden habe, da dieser Sammlungsbereich am Anfang der siebenbürgischen Museumsgeschichte überhaupt gestanden hat. „Mit der Stiftung seiner bedeutenden in Wien zusammengetragenen Kunstsammlung gab Baron Samuel von Brukenthal (1721–1803) nach einer langen Zeit künstlerischer Stagnation den Impuls für ein Wiederaufblühen der lokalen Malerei in seiner Heimat“, betonte er. Vor 200 Jahren wurde in Hermannstadt/Sibiu das Brukenthalmuseum als erstes Museum Siebenbürgens eröffnet.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde die Kunstproduktion und die Kunsterziehung in Siebenbürgen noch weitgehend von eingewanderten Malern wie dem gebürtigen Wiener Theodor Sockl oder dem Mecklen-

burger Carl Dörschlag geprägt. Bald entwickelten sich jedoch ihre einheimischen Schüler wie Arthur Coulin oder Friedrich Miess zu Wegbereitern der modernen siebenbürgischen Malerei.

Für die Förderung des Aufbaus einer siebenbürgischen Kunst sei vor allem – so Dr. Lörz – der 1904 gegründete Sebastian Hann Verein für heimische Kunstbestrebungen zu nennen, dem die beiden als Gründungsmitglieder angehörten. Die aufstrebenden Künstler bereisten Italien, Frankreich, die Niederlande und Deutschland – was einige Malereien in der Ausstellung veranschaulichen. Ein repräsentatives



Die Glanzlichter der Gemäldesammlung glänzen zwar nur im übertragenen, dafür aber leuchten sie im ganz eigentlichen Sinn: Hans Hermann, Der Marktplatz von Mediasch

Bild: Siebenbürgisches Museum Gundelsheim

Beispiel ist der Miess-Schüler Hans Eder, einer der frühen Verfechter des Expressionismus. Eder studierte in München und wurde Teil der Schwabinger Bohème. Er lernte Oskar Kokoschka, Stefan Zweig und Heinrich Mann kennen, den er übrigens auch porträtiert hat. Einen nachhaltigen Einfluss auf diese Künstlergeneration hatte auch die Malerkolonie von Nagybánya/Baia Mare. Arbeiten von Ferenc Acs, Michael Barner oder János Incze sind in der Ausstellung zu sehen.

Weitere „Glanzlichter“ sind Hans Mattis-Teutsch, Hermann Konnerth und Ernestine Konnerth-Kroner, die sich später der Abstraktion zuwandten. Der Kronstädter Henri Nouveau, mit bürgerlichem Namen Henrik Neugeboren, wurde in Paris zu einem bedeutenden Vertreter des Surrealismus.

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg entstand abseits der kommunistischen Staatskunst immer noch eine Vielfalt herausragender Werke in Siebenbürgen. Viele der damals jungen Künstler wie Helmut von Arz oder Friedrich von Bömches zogen nach Deutschland. Wie schon die Generation zuvor wurden sie zu wichtigen Vermittlern zwischen der Kulturregion Siebenbürgen und den Kunstzentren Deutschlands,

Frankreichs und Italiens. In der Sonderausstellung werden diese Verbindungen anhand der Stilvielfalt deutlich.

Die Vorsitzende des Museumsvereins, Dr. Irmgard Sedler, erinnerte in ihrer Ansprache bei der Vernissage der Jubiläumsausstellung an die ersten ehrenamtlichen Bemühungen zum Aufbau einer volkskundlich ausgerichteten Sammlung in den frühen 1960-er Jahren. 1968 wurde das Siebenbürgische Museum auf Schloss Horneck der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. In den 70-er und 80-er Jahren wuchs der Bestand stetig. 1991 erfolgte die Institutionalisierung des Museums als zentrales Landesmuseum für Siebenbürgen in der Bundesrepublik Deutschland. Erst in dieser Zeit begann der planmäßige wissenschaftliche Aufbau einer Kunstsammlung.

Heute besitzt das Siebenbürgische Museum über 19 000 Objekte, darunter zahlreiche Gemälde. Den Schwerpunkt der Kunstsammlung bilden Künstler aus Siebenbürgen sowie solche, die in dieser Region lebten und tätig waren. Die „Glanzlichter“ können im Siebenbürgischen Museum Gundelsheim bis Ende April 2018 besichtigt werden.

Dieter Göllner (KK)

Kaum einem war die Nehrung näher

Carl Knauf im Ostpreußischen Landesmuseum Lüneburg

Das besondere Licht der Kurischen Nehrung zog von überall her die Maler an. Um die Jahrhundertwende entstand so die berühmte Künstlerkolonie Nidden, die für Max Pechstein, Karl Schmidt-Rottluff oder Ernst Mollenhauer prägend werden sollte.

Carl Knauf, heute weniger bekannt, war seinerzeit einer der populärsten Maler in Nidden. Der aus Godesberg stammende Künstler hatte seine Ausbildung auf der Düsseldorfer Kunstakademie absolviert.

Während seiner Militärzeit im Ersten Weltkrieg entdeckte er das Memelland und die Kurische Nehrung für sich und blieb fortan in der Region sesshaft.

Seine Landschaftsdarstellungen waren für Einheimische und Besucher der Gegend offenbar der gültige Ausdruck dessen, was sie selbst auch gesehen und erlebt hatten. Kaum ein Maler hat wohl in jener Zeit die Kurische Nehrung und das Memelland so oft und in so vielfältigen Motiven gemalt



Carl Knauf, Dorfstraße in Nidden

Bild: Ostpreußisches Landesmuseum

wie Carl Knauf. Von Reisen in den Süden, in die Alpen und nach Nordafrika, brachte er jedoch auch andere Bildeindrücke mit.

Der Maler hatte sich 1930 in Nidden, ganz in der Nähe des Sommersitzes von Thomas Mann, ein Haus gebaut, das er bis zu seinem Tod im April 1944 bewohnte. Er fand seine letzte Ruhe auf dem Fischerfriedhof in Nidden.

Die Ausstellung „Licht über Sand und Haff“ des Ostpreußisches Landesmuseum Lüneburg bietet bis zum 6. April 2018 einen repräsentativen Einblick in die Themen und den Malstil des Künstlers.

(KK)

KK-NOTIZBUCH

Die Bildungs- und Begegnungsstätte „Der **Heiligenhof**“ lädt zum Seminar „Gemeinsam anders. **Deutsche, Polen und Europa**“ vom 21. bis zum 26. Januar 2018 nach Bad Kissingen ein. Die Teilnahme kostet für Teilnehmer aus der Bundesrepublik 150 Euro zuzüglich Kurtaxe (8,50 Euro) und ggf. EZ-Zuschlag (40 Euro für den gesamten Zeitraum). Für Teilnehmer aus den östlichen Nachbarländern gilt ein Sonderpreis von 50 Euro. Es können für diesen Personenkreis Fahrtkostenzuschüsse gewährt werden. Anmeldungen bis zum 12. Januar 2018 und Anfragen sind unter dem Stichwort: „Deutsche, Polen...“ ab sofort möglich an „Der Heiligenhof“, Alte Euerdorfer Straße 1, 97688 Bad Kissingen, Fax: 0971/7147-47 oder hoertler@heiligenhof.de.

Die **Bundesstiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung** ruft zur Sammlung

von **Zeitzeugenberichten** auf. Gesucht werden Fluchtberichte und Lebensgeschichten von Vertriebenen und Flüchtlingen für das Archiv des künftigen Dokumentationszentrums in Berlin. Dort werden sie dauerhaft aufbewahrt. Nachrichten und Zusendungen an die Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung, Mauerstraße 83/84, 10117 Berlin, geschichten@sfvv.de.

Zum **150. Todestags von Adalbert Stifter** lädt der Adalbert Stifter Verein München für den 29. Januar 2018, 19 Uhr, zu einer literarischen **Gedenkveranstaltung** ein. Werner Fritsch, Petra Morsbach und Bernhard Setzwein interpretieren ausgewählte Stifter-Texte, die der Schauspieler Thomas Birnstiel liest. Peter Becher schildert Umstände und Deutungen von Stifters Sterben.

(KK)

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter
Telefon (02223) 90660 11/-2
E-Mail: georgaescht@arcor.de
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).
Zwei Belegexemplare erbeten.
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066
E-Mail: prepress@westkreuz.de
Internet: www.westkreuz.de

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße/Nr.

Plz/Ort

Datum/Unterschrift

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der
KULTURPOLITISCHEN
KORRESPONDENZ
am Herzen liegt, so geben Sie sie
bitte auch an Bekannte und Freunde
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR ist dank-
bar für jede Hilfe bei der Erfüllung
ihrer selbstgestellten Aufgabe, ost-
deutsches kulturelles Erbe bewusst
und europäischen kulturellen Aus-
tausch lebendig zu erhalten.

**Aufgrund der angespannten
Finanzlage bitten wir um Spenden:
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,
Sparkasse KölnBonn
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02
BIC COLSD3 33**

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter**